SINN UND SEHNSUCHT

DIE ENGAGIERTEN IN EUROPA – EINE REPORTAGEREISE

SINN UND SEHNSUCHT
DIE ENGAGIERTEN IN EUROPA

SPURENSUCHE

Die Bürgermeisterin der holländischen Stadt Deventer, Margriet de Jager, bringt die Sache auf den Punkt, wenn sie sagt: „Freiwilligenarbeit ist eine Nationalbewegung in den Niederlanden. 60 Prozent der Bevölkerung halten es für sehr wichtig, für andere etwas zu machen und das Miteinander zu fördern." Die Hauptmotivation der Freiwilligen sieht sie in der Sinngebung – „und es ist eine Sache des Herzens".

Auch dem Städtetag Baden-Württemberg ist es eine Herzensangelegenheit, sich dem Engagement der Bürgerinnen und Bürger zu widmen und es zu fördern. Schließlich sorgen 41 % bürgerschaftlich engagierte Frauen und Männer in Baden-Württemberg mit ihrem ganz persönlichen Einsatz dafür, dass in Zeiten des gesellschaftlichen und demografischen Wandels der Zusammenhalt für Gemeinsinn und Solidarität in den Kommunen wächst.

Im Europäischen Freiwilligenjahr 2011 geht der Städtetag Baden-Württemberg mit dem vorliegenden Reportagenprojekt „Sinn und Sehnsucht – die Engagierten in Europa" auf Spurensuche. Diese führt in unterschiedliche Realitäten von Bürgerengagement und Freiwilligenarbeit, ermöglicht Einblicke, wie sich Stadtgesellschaft für und mit Bürgerinnen und Bürger in einem Europa, das finanzpolitisch zunehmend auseinander zu driften droht, entwickelt. Und es zeigt Parallelen auf, wo in der generationenübergreifenden Freiwilligenarbeit länderübergreifend ein verbindendes Moment zu finden ist.

Ein interdisziplinäres Team, bestehend aus Fachkräften des Bürgerschaftlichen Engagements und Autoren sowie Fotografen der Weinstädter Reportageagentur Zeitenspiegel, hat in den vergangenen Monaten in verschiedenen europäischen Ländern Projekte zum Thema Bürgerengagement und Freiwilligenarbeit recherchiert und dokumentiert.

Die Reporter der Agentur Zeitenspiegel arbeiten für dieses Projekt ehrenamtlich und bringen Personalressourcen und Know-how im Gegenwert von 30.000 € ein – ein beachtliches Unternehmensengagement der Agentur, die bei diesem Projekt mit dem Städtetag Baden-Württemberg, explizit mit der Fachberatung der Freiwilligendienste aller Generationen, kooperiert.

Wichtig sind uns auch der Gebrauchswert und die fachlichen Auswertungen der vor Ort recherchierten Beispiele von Engagement und Freiwilligentätigkeit. Sie konturieren die Dokumentation zusätzlich – bis hin zu konkreten Kontaktdaten von Organisationen und Projekten. Ein kommunikativer Austausch und eine Zusammenarbeit zwischen den Engagierten und den Profis in den verschiedenen Ländern wird auf dem Kongress zum Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit „Partizipation und Integration in Europa – voneinander lernen" am 20.-21. September 2011 in Stuttgart stattfinden. Getragen wird dieser Kongress vom Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg, dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg und dem Ministerium für Integration Baden-Württemberg.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Herstellung der Broschüre bedankt sich der Städtetag beim Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg.

Lesen Sie und kommen Sie mit auf eine Tour durch das Europa der engagierten Bürgerinnen und Bürger.

Ihr

Professor Stefan Gläser
Oberbürgermeister a. D.
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied
des Städtetags Baden-Württemberg

AUFBRUCH

Medien mögen Aufregung. Medien mögen weniger stille Themen und „verhaltensunauffällige" Protagonisten. Doch wo in den Medien wird dann über Dinge berichtet, die nicht spektakulär zusammenbrechen, sondern funktionieren – über Dinge, die eine Gesellschaft zusammen halten, vielleicht sogar eine gesamteuropäische Gesellschaft?

Das ehrenamtliche Engagement von Bürgern in Deutschland und Europa, der Aufbruch und die Bereitschaft von Menschen, anderen Menschen zu helfen, meist zum Nulltarif, ist ein eher stilles Thema. Aber eben ein sehr wichtiges, weil Freiwilligenarbeit den Zusammenhalt einer Gesellschaft prägt und fördert – und diese überhaupt möglich macht. Kein Staat der Welt wäre in der Lage, die im Ehrenamt geleistete Arbeit zu bezahlen, und kommt doch ohne sie nicht aus. Ein guter Grund für Journalisten einer Reportageagentur, sich auf den - anderen - Weg zu machen: auf eine Tour durch Europa, um in verschiedenen Ländern Projekte der Freiwilligenarbeit zu recherchieren und mit dessen Protagonisten zu sprechen.

Als im Herbst 2010 die Idee zu diesem Projekt entstanden war, trafen wir uns mit Hannes Wezel, einem Pionier des bürgerschaftlichen Engagements in Baden-Württemberg. Der Mitgründer und langjährige Leiter des Nürtinger Bürgertreffs, der zugleich auch für den Städtetag Baden-Württemberg aktiv ist, horchte auf: „Dieses Vorhaben passt ja haargenau. 2011 wird das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit sein." Was die Journalisten von der Weinstädter Agentur Zeitenspiegel, Asche auf ihr Haupt, gar nicht gewusst hatten. Am Ende stand das spannende Projekt im Projekt, fast ein Experiment: Wir ziehen gemeinsam los und arbeiten interdisziplinär – die Autoren und Fotografen recherchieren, dokumentieren und

hinterfragen Freiwilligenarbeit in Europa auf ihre, also journalistische Weise, und Hannes Wezel als Fachkraft des Bürgerengagements analysiert am Ende die Tour und die jeweiligen Projekte aus seiner Expertensicht. Wichtige Unterstützung erfuhr das Projekt durch die zuständige Sozialdezernentin Agnes Christner vom Städtetag Baden-Württemberg, der ein besonderer Dank gilt.

Als das Team im März 2011 startete, steckten viele Fragen im Gepäck der Zeitenspiegel-Reporter: Wie sieht gemeinnütziges Bürgerengagement in den jeweiligen Ländern aus, wie ist es organisiert? Wo gibt es neue Ansätze, wo Defizite, Probleme oder Konflikte? Was motiviert die Menschen, Anderen zu helfen, für sie da zu sein, zum Nulltarif? Und: Ist Freiwilligenarbeit der soziale Kitt in einem Europa, das sich zunehmend nur noch über seine Währung zu definieren versucht und deswegen zu scheitern droht?

In Deutschland, Holland, England, Österreich, Ungarn, Bulgarien und Griechenland stießen wir auf unterschiedliche Formen, Gesichter und Geschichten von Bürgerengagement. Dabei wurde immer wieder erlebbar, dass Ehrenamt und politische Partizipation häufig enger zusammen gehören, als dies in Deutschland bisher gedacht wird. Partizipation muss sich nicht auf den Protest beschränken. Kreativer Aufbau und gemeinsames Anpacken erhöht die Glaubwürdigkeit und schafft gleichzeitig gemeinschaftsfördernden Mehrwert.

Immer wieder weitete die Reise den eigenen Blick. Etwa in Griechenland, wo junge Menschen Schritt für Schritt eine neue demokratische Solidarität an der Basis aufbauen – mitten in der dramatischen Schieflage des Euro-Landes, die man aus den alarmierenden Schlagzeilen kennt. Und immer wieder klang in den Gesprächen mit den Engagierten in Europa eine ganz maßgebliche Motivation an: Die Suche nach Sinn - und die Sehnsucht, soziale Gemeinschaft selbst ein Stück weit neu zu gestalten.

Rainer Nübel
Zeitenspiegel Reportagen

AUFRECHT, RECHT AUF

TEXT: RAINER NÜBEL / FOTOS: MARIO WEZEL

DIE NIEDERLANDE SIND EIN STAMMLAND DER FREIWILLIGENARBEIT IN EUROPA: IN DEVENTER ENGAGIERT SICH FAST DIE HALBE STADT, ALS OB ES ETWAS SELBSTVERSTÄNDLICHES WÄRE. UND MENSCHEN MIT GEBROCHENEN LEBENS-GESCHICHTEN FINDEN „AUFRECHT" IN DIE GEMEINSCHAFT ZURÜCK.

Tanimbar

DEVENTER LEBT VOM CHARME DER MODERNE UND DES MITTELALTERS - UND VON ENGAGIERTEN BÜRGERN.

Deutschland ist auf dem Weg. Und das schon am frühen Morgen. Auf der Autobahn A 5 Höhe Frankfurt staut sich der Verkehr. Stillstand. Fahrer trommeln mit den Fingern auf dem Lenkrad, prüfen mit routiniertem Blick, ob es bald weiter geht, wieder voran. Im rechten Seitenfenster wird die Skyline der europäischen Finanzmetropole zum stehenden Bild. Es bringt die verschlafenen Gedanken in Bewegung, als Metapher. Ist das Materielle, auch nach dem Schock der globalen Finanzkrise, immer noch das Maß aller Dinge? Oder sind wir auf dem Weg in den Postmaterialismus, vielleicht sogar schon mittendrin?

380 Kilometer, zwei Staus und eine grüne Grenze weiter führt der Weg in die neue Welt der Bürgergesellschaft durch enge mittelalterliche Gassen mit bunten pittoresken Häusern. Deventer im Osten der Niederlande,

100 000 Einwohner, Hansetradition, historischer Stadtkern mit einer mächtigen Stadtkirche, an den Rändern Industrie und Dienstleistungsbetriebe, gemütlicher Fährverkehr auf der Ijssel, Windmühlen, Kanäle, Käseläden und Coffeeshops, strampelnde

GEHT HENK KINDS DURCH DIE ENGEN GASSEN DER ALTSTADT, WINKEN IHM AN JEDER ECKE BEKANNTE ZU.

Menschen auf blumenverzierten Fahrrädern, Hollandflair. Es ist eine Stadt der Freiwilligen. Seit langem. Rund 40 Prozent der Einwohner engagieren sich hier ehrenamtlich, in 900 verschiedenen Initiativen. Die Niederlande sind ein Stammland des Bürgerengagements in Europa. Schon Mitte der 80er Jahre starteten im kleinen Benelux-Staat erste große Projekte, deutlich früher als in den meisten anderen EU-Ländern, seitdem ist das Netz an Aktivitäten immer dichter geworden. Engagement mit Tradition. Es hat ein Gesicht, in Deventer scheint es jeder zu kennen: helle wache Augen hinter einer Designbrille, sympathisches Lächeln, kahler Kopf. Wenn Henk Kinds sein Büro in der Alten Lateinschule am Grote Hof verlässt und sein Rad durch die Gässchen schiebt, winken immer wieder Passanten dem großen schlanken Mann zu, verwickeln ihn in einen kurzen Plausch, klaschen ihn wie einen Kumpel ab.

Der 60-jährige Gründer und Chef der Agentur Community Partnership Consultants (CPC) ist ein Pionier der Gemeinwesenarbeit. Seit Jahren berät er Einrichtungen und Initiativen des Bürgerengagements in den Niederlanden. Längst ist Kinds auch international vernetzt. In Bussen kommen Ehrenamts-Macher aus Deutschland

und anderen EU-Ländern regelmäßig nach Deventer, um sich zu informieren. „Gemeinwesenarbeit ist seit langem so etwas wie ein roter Faden in den Niederlanden, ihre Methoden werden inzwischen bis in einzelne Stadtviertel oder in die Polizei hinein angewandt. Soziale Partizipation wird bei uns hoch geschätzt," sagt Henk Kinds und zeigt immer wieder auf fein herausgeputzte Häuser in der Innenstadt: Da sitzt eine Freiwilligenagentur oder eine Ehrenamts-Einrichtung für Senioren, die Stadtführungen, Fahrradexkursionen oder Computerkurse organisiert, dort engagieren sich Studenten unentgeltlich oder werden behinderte Menschen gefördert. „Holland ist zwar auch ein Sozialstaat, wie Deutschland, doch Wohlfahrtsverbände haben längst ihre Dominanz verloren." Zudem unterstütze der Staat dezentrales Bürgerengagement seit vielen Jahren intensiv. Als Henk Kinds erklärt, warum es in Holland viel leichter sei, vor Ort die Bedingungen für Freiwilligenarbeit zu schaffen, beginnt er leise zu schmunzeln: „Bei uns kannst du innerhalb eines Tages einen Verein gründen. Daher gibt es sehr viele, nicht ohne Grund heißt es: ‚Jedem Niederländer sein eigener Verein!'"

Ehrenamtliches Wirken an der Wurzel also. Nicht als von oben angeordnetes Hochglanzprojekt, sondern als Engagement von unten. Die Männer und Frauen, die morgens am Stromarkt 3 das weiße dreistöckige Haus mit der grün-weißen Markise betreten, wissen am Besten, was das bedeutet. Sie sind, schon vor einiger Zeit, aus dem „normalen" bürgerlichen Leben gefallen. Obwohl Deventer, wie die meisten holländischen Städte, eine geringe Arbeitslosenquote hat, kaum fünf Prozent, gibt es auch hier Menschen, die im Schatten stehen. Jannes, 29, lange dunkle Haare, zauseliger Bart, ist seit acht Jahren ohne Arbeit, er hat keine Berufsausbildung. Bram, 21, der Fremde abwesend anlächelt, nach innen gekehrt, schlug sich bisher mit Gelegenheitsjobs durch. Er ist Autist. Gerrit, 53, verlor vor fünf Jahren seine Anstellung als Fahrlehrer, „man fühlt sich fremd ohne Job, und entfremdet", sagt er. Die stämmige Frau, die im Eingang steht, wirkt unsicher, fast misstrauisch. Jobverlust ist auch der Verlust von Selbstbewusstsein. „Komm, setzt dich zu uns", ruft Marco, 42, der ehemalige Lkw-Fahrer mit den kurzen Haaren und dem Ring im linken Ohr, den vor einigen Jahren das Leben aus der Kurve trug.

Am großen Holztisch, der fast den ganzen Raum füllt, wird es geschäftig. Neue Aufträge sind hereingekommen: Ältere Bürger

VIOLETA IST DIE LEITERIN BEI RECHTOP.

MARCO, 32, WURDE NACH EINEM BURNOUT ARBEITSLOS.

von Deventer fragen an, ob man ihren Garten pflegen könne. Familien bitten darum, die Fahrräder der Sprösslinge zu reparieren. Auch Malerarbeiten sind geordert. Und für den nächsten Tag steht wieder das „Wandern" mit den Bewohnern eines Pflegeheims an, ein festes Projekt, das an diesem Morgen auch noch vorbereitet werden muss. Die Langzeitarbeitslosen, Sozialhilfeempfänger und Geringverdiener verteilen selbst die Aufträge unter sich.

Am Tisch sitzt zwar auch Violeta, ihre „Kollegin Chefin". Doch die 39-jährige Sozialpädagogin, die einzige Festangestellte in diesem Haus, meint lächelnd: „Mich braucht man hier eigentlich nicht." Das ist das Besondere an diesem Projekt: Hier sind die Betroffenen sozialer Problematik nicht nur selbst die Freiwilligen, sondern bestimmen maßgeblich selbst, wie sie ihr Bürgerengagement gestalten. „Wir schauen immer, was die einzelnen Leute wollen. Sagt einer, er möchte zehn Stunden in der Woche hier arbeiten, oder 40, dann ist all dies möglich", erzählt Violeta. Insgesamt 150 Menschen nutzen dieses Ehrenamt-Angebot. Sie tragen einen eigenen Titel: „Botschafter".

JEDEN MORGEN TREFFEN SICH ALLE, UM GEMEINSAM IN DEN TAG ZU STARTEN UND SICH AUSZUTAUSCHEN.

Das Team, das an diesem Morgen aktiv ist, greift immer wieder zu Kaffee und Kuchen. Es ist der Lohn, den die Freiwilligen von den Bürgern Deventers, ihren Auftraggebern, erhalten. „Rechtop" steht, in Form eines großen Ausrufezeichens, an der Eingangstür. Ein Projekttitel, der für sich spricht: Er bedeutet „Aufrecht" – und zugleich „Recht auf..."

„Rechtop, dieser Name passt sehr gut", sagt Marco und zieht vor der Tür nervös an seiner Zigarette. „Vor ein paar Jahren war ich ganz unten." Jahrelang war er Lkw gefahren, in Holland und Belgien, manche Tour ging auch nach Frankfurt. „Ich war nur Arbeit, Arbeit, Arbeit. An den Wochenenden war ich völlig fertig und hatte keine Lust, etwas zu unternehmen." Das machte seine Freundin irgendwann einmal nicht mehr mit. „Sie ging fremd." Die Beziehung zerbrach, nach neun Jahren.

Und Marco verlor den Boden unter den Füßen. „Ich begann mal hier und dort zu leben – bis ich ganz auf der Straße landete." Er berappelte sich, arbeitete wieder. „Du bist nicht mehr der Marco, den wir kennen", sagten Freunde. Doch er habe dies alles ausgeblendet.

Bis zu dem Tag im Jahr 2008, als er morgens Richtung Ostfriesland unterwegs war. „Plötzlich fing ich zu weinen an. Ich schickte einer Bekannten eine SMS: ‚Es geht nicht mehr.' Danach fuhr ich weiter, eineinhalb Stunden lang, dann konnte ich mich an nichts mehr erinnern." Ein Zusammenbruch. Burnout. „Ich war bei mehreren Psychologen und in der Psychiatrie. Das volle Programm." Im November 2009 sei er zum ersten Mal zu „Rechtop" gekommen. „Ich dachte zuerst, das wird nichts, blieb wieder weg. Doch nach drei Wochen riefen sie an und fragten mich, wo ich denn stecken würde. Ich ging wieder hin, auch an Weihnachten luden sie mich ein – es war überwältigend." Marco steckt sich eine neue Zigarette an, bläst den Rauch aus und schaut den Ringen nach, bis sie sich in Luft auflösen. „Hier wird man nicht beurteilt und nicht verurteilt." Dann, nach einer kurzen Pause, sagt er: „Rechtop ist mein zweites Zuhause geworden. Die Arbeit hier hat mich tatsächlich wieder aufgerichtet." Das Recht auf was verbindet er mit seinem Engagement? Marcos Antwort kommt prompt: „Das Recht darauf, dazu zu gehören, zu dieser Gesellschaft."

Gibt es in Deventer Diskussionen über die Grenze zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit, auch Kritik privatwirtschaftlicher Betriebe, wie man sie aus Deutschland kennt? Margriet de Jager schüttelt energisch den Kopf. Die Bürgermeisterin übt den Weitblick, sie sitzt im sechsten Stock des Behördenzentrums, hoch über der Stadt. „Freiwilligenarbeit ist eine Nationalbewegung in den Niederlanden. 60 Prozent der Bevölkerung halten es für sehr wichtig, für andere etwas zu machen und das Miteinander zu fördern." Die Hauptmotivation der Freiwilligen sieht sie in der Sinngebung - „und es ist eine Sache des Herzens". Vielen gehe es auch darum, Anerkennung zu bekommen und damit einen eigenen Nutzen aus dem Bürgerengagement ziehen zu können.

Die erfahrene Kommunalpolitikerin verschweigt freilich nicht, dass die Haltung von 40 Prozent der Holländer Anlass zur Sorge gibt: „Sie schließen sich bewusst aus, nennen sich selbst die Ausgeschlossenen." Was ein brüsker Abschied aus der Gemeinschaft bedeutet, Hyper-Individualisierung, Egoisierung. Und Margriet de Jager weiß, dass auch ihre Stadt keine Insel der Seligen ist. Immer wieder kommt es zu Konflikten, die allzu alltäglich sind, nicht nur in Deventer, sondern wohl in ganz Europa: Nachbarschaftsstreite – weil die angrenzende Hecke zu hoch ist, die Autos und Kinder lärmen oder stinkender Müll auf dem Gehweg liegt. Vor rund zehn

MARGRIET DE JAGER, BÜRGERMEISTERIN DER STADT DEVENTER: "ES IST EINE SACHE DES HERZENS."

UMBRO

Jahren hat sie dazu selbst ein Projekt mit auf den Weg gebracht: „Buurtbemiddeling", die Mediation und Schlichtung bei Nachbarschaftskonflikten, damit sich die Polizei oder Gerichte nicht damit befassen müssen.

Zwanzig Freiwillige nehmen inzwischen diese sensible Aufgabe zum Nulltarif wahr, nachdem sie dafür spezifisch geschult worden sind. Silvia Swennen gehört dazu. Dabei bringt sie sich womöglich um eigene Verdienstmöglichkeiten. Denn die schlagfertige Frau im schicken Kostüm ist Anwältin. Besonders gefallen hat ihr ein Fall in einer Wohnstraße mit frei stehenden Häusern. Ein Paar, Mitte dreißig, warf der fünfköpfigen Nachbarfamilie vor, mit allen fünf Autos die Straße zuzuparken. Dabei gebe es doch in der Nähe einen Parkplatz. Erschwerend, so Silvia Swennen, sei hinzugekommen, dass sich die Söhne der autogenen Familie offenbar nicht immer ausgesucht höflich verhielten. Wie immer besuchte die Schlichterin mit einem Kollegen zunächst beide Parteien getrennt zu Hause. „Die Frauen konnten besser mit einander als ihre Männer", erzählt Silvia Swennen augenzwinkernd. Und so kam es zu einer schnellen und bemerkenswerten Lösung: „Beide Seiten verständigten sich nicht nur darauf, dass die Söhne ihre Fahrzeuge künftig auf dem Parkplatz abstellen. Sie verabredeten sich sogar, gemeinsam zur Stadtverwaltung zu gehen und dort das Parkplatzproblem in der Straße anzusprechen."

Freilich gibt es nicht immer ein Happy-End, wie Hans te Brake weiß. Der 72-jährige Rentner, der früher als Sozialtherapeut in einer Psychiatrischen Klinik arbeitete, versuchte einmal in einem Streit zwischen der Bewohnerin einer Eigentumswohnung und einer Familie mit einem asthmakranken Kind zu vermitteln, die nebenan in Miete wohnt. Der Stein des Anstoßes war ein Luftbefeuchter, der in der Mietwohnung den lieben langen Tag lief und dabei lautstark brummte – jedenfalls in der Wahrnehmung der zunehmend genervten Nachbarin. Auch hier, so erzählt Hans te Brake, spielten unterschwellig persönliche Animositäten eine Rolle. „Jeder hat seine eigene Wahrheit. Und beide Wahrheiten müssen auf den Tisch." Was in diesem hartnäckigen Fall nicht klappte: Die „beklagte" Familie weigerte sich partout, die Schlichter zu empfangen.

Die Bilanz der freiwilligen Schlichter ist insgesamt jedoch beachtlich: 76 Prozent der Streitigkeiten konnten in den vergangenen Jahren gelöst werden, bei insgesamt rund 140 Fällen.

Hans te Brake und Silvia Swennen sind sich einig, wo die Grenzen ihres ehrenamtlichen Einsatzes liegen: „Wenn Bedrohungen, Gewalt oder Drogen im Spiel sind, vermitteln wir professionelle Hilfe." Dem ehemaligen Sozialtherapeuten gefällt es besonders, dass er im Ehrenamt seine Fachkenntnisse weiter einsetzen kann. Seine Schlichterkollegin sieht sich nicht als Altruistin. „Aber es macht Spaß und es ist wichtig, dass man etwas für die Gesellschaft macht. Das muss man tun. Das ist selbstverständlich", sagt Silvia Swennen.

Freiwilligenarbeit als Selbstverständlichkeit. In Deventer scheint dieses Prinzip immer wieder auf. Auch abends, wenn das Bürgerengagement rockt und tanzt. Im ehemaligen Bürgerwaisenhaus,

heute das attraktivste Popzentrum der Region, arbeiten 140 Ehrenamtliche zwischen 18 und 60 Jahren, reißen Eintrittskarten ab, schleppen das Equipment der Bands in den Konzertsaal, schauen nach der Technik oder werkeln in der Gastronomie. Während zwei Rockgitarristen in einem schalldichten Raum die Riffs des Deep-Purple-Hits „Child in Time" proben, wird in der Kneipe Salsa getanzt.

Malou, 26, bedient an der Theke. „Ich mache Freiwilligenarbeit, seitdem ich Schülerin bin", sagt die hübsche junge Frau, die gerade in Utrecht ihr Uni-Diplom als Soziologin gemacht hat. „Man tut etwas Individuelles und ist gleichzeitig in einer Gemeinschaft – in einer sehr lebendigen Gemeinschaft", lacht sie.

Am nächsten Morgen hängt der Himmel tief. Schwere Wolken liegen über der Ijssel. Marco und die anderen „Rechtop"- Leute verlassen das weiße Haus am Stromarkt und schwingen sich auf ihre Räder.

Vier Kilometer sind es bis zum Pflegeheim. Als sie dort ankommen, warten die alten Menschen schon in ihren Rollstühlen auf sie. „Es ist kalt draußen", sagt Marco und legt einer neunzigjährigen Frau eine Decke über die Beine, wickelt sie fest. Auch Gerrit, der Kapo der „Seniorenwanderer", und Brams, der Autist, mummen die Heimbewohner behutsam ein. Sie bekommen ein stummes Lächeln dafür. Als die Sozialhilfeempfänger ihre Schützlinge aus der Türe schieben, fängt es zu regnen an. „Das macht uns nichts", sagt Marco, „die Leute freuen sich, dass sie mal wieder raus kommen. Man muss es einfach tun, für sie."

Die ungleiche Gruppe zieht an einem kleinen Tierpark mit Fasanen und Hennen vorbei, hinaus in die graue neblige Landschaft. Es ist ein merkwürdiges Bild. Eine anrührende Szene.

Zurück auf der Autobahn. Die Europa-Tour geht weiter, Richtung London. Schafsherden auf satten Wiesen fliegen vorbei, Windmühlen, Industrieanlagen und Schiffe auf breiten Kanälen. Die Szenen aus Deventer fahren mit. Und die Gedanken an Begegnungen, Gespräche. „Jede Gesellschaft hat ihre eigenen Regeln", hatte Bürgermeisterin Margriet de Jager gesagt, „für Europa wäre es aber wichtig, sich intensiver auszutauschen und gemeinsam zu sehen, wo es Ansätze und Projekte von Bürgerengagement gibt, die Vorbildcharakter haben könnten."

Auch Schicksale bleiben präsent. Und Gesichter. Dieser scheue, nach innen gerichtete Blick von Bram bei der ersten Begegnung. Und die Traurigkeit in seiner Stimme, als er erzählte, wie er sich immer wieder um einen bezahlten Job bemühe, zuletzt in einem Supermarkt. „Als ich sagte, dass ich Autist bin, war es wieder vorbei. Das sticht mir ins Herz, das tut weh." Da war aber auch dieses Lächeln, für einen Augenblick, als er am Computer Briefe schrieb und Violeta ihn für seine Genauigkeit lobte: „Die Gemeinschaft tut mir gut, auch wenn es nicht immer leicht ist." Der junge Mann mit den langen braunen Haaren trug an diesem Tag einen Rollpulli mit einem Aufdruck: „Wenn es nicht geht, wie es sein soll, dann soll es sein, wie es geht."

Rechtop! Das Wort hat sich eingebrannt, als die Fähre durch den Kanal stampft und am Horizont die weißen Felsen von Dover auftauchen.

Henk Kinds@community-partnership.nl
www.rechtop.nu

OBEN UND UNTEN

TEXT: RAINER NÜBEL / FOTOS: MARIO WEZEL

IN LONDON GIBT ES NICHT NUR IN DEN SOZIALEN REALITÄTEN KRASSE KONTRASTE, SONDERN AUCH IN DER FREIWILLIGENARBEIT. WÄHREND DIE METROPOLE FÜR ZEHN MILLIONEN PFUND EIN HOCHGLANZ-GESUNDHEITSPROJEKT REALISIERT, STEHT IM PROBLEMVIERTEL LAMBETH EIN ERFOLGREICHES VORHABEN VOR DEM AUS.

FLY LIKE A BIRD
BRIXTON BEACH

LE CHAN!
SACRE BLEU

DIE ATTRAKTIVE SEITE VON LONDON: WEITBLICK VOM "LONDON EYE" AUF DIE PULSIERENDE METROPOLE.

Aufstieg. Langsam kommt der metallene Kreislauf in Schwung. Die Kabinen haben sich gefüllt, Menschen aus aller Herren Länder drängeln sich um den besten Platz für den Weitblick. Leise surrt das riesige Rad. Der Himmel über London rückt näher, Big Ben schrumpft zur Miniatur. Breit legt sich unten die Millionenstadt in Positur, streckt sich bis zu ihren hellgrauen Rändern, lässt in ihre Straßenschluchten schauen und auf die spitzen Köpfe ihrer Skyline. Träge zieht die Themse durch die bizarre Betonlandschaft. Noch wenige Drehmomente, dann gipfelt die Fahrt im kurzen Stillstand. Eine Topstellung. Ganz oben. Die Fotoapparate sind gezückt, klicken im Sekundentakt. „Wonderful, marvellous!"

Abstieg. Im Schatten von „London Eye", nur 15 Underground-Minuten südlich der glamourösen City, läuft das Leben nicht rund. Hier tragen Männer keine feinen Anzüge und wichtige Business-Mienen, die Frauen keine chicen Kostüme. Hier lassen sich Westminister-Politiker fast nie blicken.

Lambeth ist ein armes Stadtviertel, an vielen Häusern zerrt der Verfall, Mauern zeigen Risswunden, Balkone bröseln, Fenster

DIE SCHATTENSEITE VON LONDON: LAMBETH IST EINER VON ETLICHEN SOZIALEN BRENNPUNKTEN IN DER STADT.

erblinden. Menschen strömen durch die brüchige Szenerie, viele mit Resignation in den Gesichtern. Oder mit Misstrauen. Auf dem Markt schwirren Wortfetzen der Händler durch die stickige Luft, portugiesische, lateinamerikanische, auch arabische. Ein Mann in abgerissener Kleidung brüllt durch ein Megaphon. „That's the power of God!" Niemand hört dem Prediger in der Steinwüste zu. Er lässt sich nicht beirren. „Eines Tages werdet ihr erkennen: Das ist die Macht Gottes!"

Lambeth ist ein Migranten-Viertel, in dem ein Kauderwelsch aus 130 Sprachen gesprochen wird. Touristen verirren sich selten in diesen Schmelztiegel. Wenn doch, werden sie von Streifenpolizisten diskret davor gewarnt, in gewisse Straßen zu gehen. „Das ist zu gefährlich." Alkohol, Drogen, Raubüberfälle. Plötzlich schrillt die Sirene eines zivilen Polizeiwagens. Er drängt ein Auto zum Halten. Ermittler stürmen heraus und zerren einen jungen Mann aus seinem Sitz. Handschellen klicken. Passanten verfolgen fast teilnahmslos die Festnahme auf offener Straße. In Lambeth schrillen Polizeisirenen oft, häufiger als in den meisten anderen Bezirken der britischen Hauptstadt.

Auf einer großen Skateranlage nahe einer Schule drehen Jugendliche ihre Runden, legen sich in die Kurven, springen mit ihren Boards hoch hinaus. „Seid ihr Bullen?", fährt einer die fremden Zuschauer an und deutet argwöhnisch auf deren Kamera. Dann rast er wieder los. Mädchen sitzen auf Steintreppen, feuern die Skater an, lachend, tuschelnd, manche mit einem Blick, der von Interesse erzählt, vielleicht auch von mehr. Verabredungen werden über den Platz geschrieen. „Machen wir heute Nacht was los?", brüllen Jungs. Mädchen nicken. Und lächeln.

Andere Teenager haben keinen Blick für die Sprungshow. Sie schieben Kinderwägen, an denen Einkaufstaschen hängen. „Es ist nicht so leicht", sagt Lisa, während sie ihren elf Monate alten Sohn auf den Arm nimmt und ihm die Tränen abwischt, „ich müsste arbeiten, um Geld zu verdienen. Doch ich habe keinen Beruf gelernt. Als ich schwanger wurde, hatte ich gerade eine Ausbildung zur Buchhalterin begonnen. Die musste ich abbrechen." Jetzt sucht sie nach Gelegenheitsjobs, um sich und den kleinen Tim über Wasser zu halten. Und nach einer Betreuung für das Baby. Lisa war kaum 20, als sie ihren Sohn auf die Welt brachte. Andere Teenager-Mütter in Lambeth sind noch jünger, manche erst 16.

Der Stadtbezirk hatte lange Zeit die meisten minderjährigen Mütter von England. Noch immer ist die Quote überdurchschnittlich hoch, doch sie hat sich inzwischen deutlich verringert. Dafür sorgte ein ungewöhnliches Freiwilligenprojekt. Initiiert vom örtlichen Jugendparlament, hat die kommunale Verwaltung von Lambeth das Peer-Educator-Programm auf den Weg gebracht: Jugendliche beraten Jugendliche in Beziehungsfragen.

Jelani, gerade 20 geworden, und Ishmael, vier Jahre jünger, gehören zu dem 15-köpfigen Team der Peer Educators.
Sie haben Fragen auf kleine Karten geschrieben. „Wie war Dein erstes Rendez-vous?"- „ Was war das schlechteste Kompliment, das Du bekommen hast, was das schönste?"- „Hast Du schon mal gelogen und hast Du es bereut?" Oder: „Was ist Dein sündigstes Hobby?"

Jetzt werfen sie die Fotokarten in eine Papiertüte. Es kann losgehen. Sie lassen die Tüte rumgehen. Jeder Schüler soll eine Karte ziehen und die jeweilige Frage beantworten. „So starten wir immer unser Projekt in den Schulklassen von Lambeth", erzählen die jun-

AGREE

AGREE

DIE MARODEN SEITENSTRASSEN VON LAMBETH FINDEN SICH IN KEINEM LONDON-STADTFÜHRER.

gen Männer. Das lockere die Atmosphäre gleich zu Beginn auf. „Icebreaker" nennen sie ihr Einstiegsspiel.

Ishmael, ein schlaksiger Typ mit sympathischem Lächeln, spricht leise, seine Finger zittern leicht. Er ist erst seit kurzem dabei. Und selbst noch Schüler. Architekt will er mal werden, das hat er fest vor. Manche Jugendliche, die er berät, sind älter als der 16-Jährige. Bevor er spricht, schaut er häufig zuerst auf den älteren Jelani, als ob er sich vergewissern wolle, dass er es richtig macht. Der nickt ihm aufmunternd zu. Jelani, blauer Pulli, dunkle Hose, wirkt souverän. Seine Stimme ist klar und ruhig, manchmal klingen seine Sätze sehr bestimmt. Seit einem Jahr beteiligt er sich an dem Programm, hat schon 15 Schulklassen besucht, „manchmal drei an einem Tag." Jelani, der aufs College geht und später als Tierarzt arbeiten möchte, definiert seine Rolle kurz und prägnant: „Ich bin nicht der Lehrer, sondern der gleichaltrige Freund, dem man sich anvertrauen kann. Das Wort ‚Regel' vermeide ich bewusst. Auf Disziplin achten die Lehrer."

Warum so viele Mädchen in seinem Stadtteil schwanger werden, auch dazu gibt der 20-Jährige eine klare Ansage: „Viele Eltern können ihre Töchter nicht mehr kontrollieren. Die Mädchen sind neugierig. Und Grup-

KRASSER KONTRAST: FINANZMANAGER IM BANK DISTRICT SIND AUF DEM WEG IN IHRE BÜROS.

pendynamik spielt eine große Rolle. Wenn andere Sex haben, dann wollen sie es auch – so, wie wenn es im Supermarkt ein Sonderangebot gibt und es jeder haben will." Ishmael nickt und fügt hinzu: " Das Internet ist voll von hartem Sex und Pornos. Das wirkt sehr stark auf Jugendliche. Doch die meisten wissen nicht, auf was sie sich sexuell einlassen."

Jetzt verteilen die beiden neue bunte Karten. „Agree" steht auf der grünen, „Disagree" auf der roten. Und sie stellen neue Fragen. „Ist es okay, wenn Minderjährige Sex haben?"-„ Kondome zu nehmen, ist nicht mehr wichtig – richtig oder falsch?"- „Wenn ein Teenager ein Baby bekommt, kann sie dann die Schule oder ihre Ausbildung weitermachen?"-„Religion behütet Teenager am besten vor frühem Sex?"-„Brauchen Jugendliche Grenzen?" Das Frage- und Antwortspiel soll Diskussionen darüber anstoßen, warum viele Mädchen schon mit 13 Sex haben, ihre Partner häufig wechseln und mit 15, 16 oder 17 Jahren bereits Babys bekommen, was auf sie zukommt, welche Probleme sich ergeben. In Rollenspielen werden solche Aspekte vertieft und erlebbar gemacht. Eine Stunde dauert meist der Workshop. „Danach kommen manchmal Mädchen auf uns zu und reden über sehr intime, für sie wichtige Dinge", erzählen Jelani und Ishmael. „Sie wissen, dass wir alles vertraulich behandeln."

Doch an diesem Frühlingstag im grauen Lambeth stehen Ishmael und Jelani nicht vor einer Schulklasse, sie sitzen in einem Besprechungsraum des örtlichen Rathauses und proben mit ihren Mentorinnen Andrea Legal-Miller und Nicola Mclean das Programm. Es sind Trockenübungen. Denn die Sparpolitik der konservativen Cameron-Regierung, deren Rotstift in fast allen Bereichen der kommunalen Verwaltungenzig Stellen und Projekte streicht,

DIE MENTORINNEN ANDREA LEGAL-MILLER (LINKS) UND NICOLA MCLEAN BETREUEN DAS PROJEKT.

lässt auch die Peer Educators auf dem Trockenen sitzen. Die Hiobsbotschaft ist erst wenige Tage alt: Das Projekt, bisher von Verwaltung und lokaler Gesundheitsbehörde jeweils zur Hälfte finanziert, wird von der Kommune nicht mehr gefördert. Andrea und Nicola haben das Programm in den vergangenen Jahren professionell aufgebaut, sie bereiten die jungen Jugendlichen-Berater gezielt auf ihre Arbeit vor und betreuen sie intensiv. Jetzt fallen ihre Stellen weg. Der britische Staat verabschiedet sich von der Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements.

TRANSPARENZ AM BAU: DIE CITYHALL VON LONDON.

„Dabei hat Freiwilligenarbeit in unserem Land eine lange Tradition" sagt Andrea. Die junge Frau aus Jamaica, die Jura studiert hat, gestikuliert heftig, als ob sie das Spargespenst eigenhändig verscheuchen wollte. Bürgerengagement sei längst eine wichtige Säule dieser Gesellschaft geworden, betont sie. Und es sei wirkungsvoll. Was sich gerade in der Beratung von Teenagern in Beziehungsfragen deutlich zeige: „Sie hat ganz wesentlich dazu beigetragen, dass die Quote schwangerer Minderjährigen in Lambeth inzwischen um 26 Prozent gesunken ist."

Auch Kollegin Nicola kann es kaum fassen, dass das Projekt vor dem Ende steht. „Dass Jugendliche mit Gleichaltrigen offen über Partnerschaften und Sex reden, ist doch so unheimlich wichtig", sagt die dunkelhäutige Frau und schüttelt den Kopf. „England ist bei diesem Thema noch sehr verklemmt. Eltern klären ihre Kinder selten auf. Und Sexualunterricht ist für die Schulen nicht verpflichtend. Und dann kommen in Kommunen wie Lambeth noch Armut und Arbeitslosigkeit hinzu. Wenn Mädchen keine Berufsperspektiven haben, werden sie schneller schwanger." Eine Vertreterin der lokalen Gesundheitsbehörde kommt zu dem Krisengespräch hinzu.

"WELL LONDON": IN HACKNEY FEIERN ENGAGIERTE BÜRGER DAS GROSSPROJEKT.

„Das Freiwilligenprojekt hier in Lambeth funktioniert besonders gut, weil es absolut professionell betreut wird", sagt sie. Dann macht sie Hoffnung, leise Hoffnung. „Auch wir sind von Budget-Kürzungen stark betroffen. Doch wenn wir es finanziell schaffen, versuchen wir, weiter zu machen." Ishmael und Jelani reagieren sofort: „Wir wollen weiter machen. Gerade jetzt, da der Staat immer weniger Geld für solche Projekte ausgibt, muss man selbst was tun. Und es ist schön, wenn Jugendliche sagen, das habt ihr gut gemacht'". Beide wollen künftig sogar auf ihre Aufwandsentschädigung verzichten: 9,40 Euro pro Stunde.

Der Szenenwechsel könnte kaum krasser sein: City Hall, das Rathaus von London, ein Monumental mit glänzenden Glasflächen. Transparenz am Bau. In einem der vielen vollklimatisierten Konferenzräume werfen smarte Kommunen-Manager den Beamer an. Bei Lachsbrötchen und Quiche Lorraine starten sie die Multi-Media-Präsentation eines millionenschweren Gesundheitsprojekts: „Well London.". Ein Film zeigt, wie Menschen tanzen, rudern, kochen, essen, malen, Theater spielen oder Musik machen.

Open 24 Hour
HSBC

Viele Migranten sind darunter. Bereitwillig erzählen sie, wie gut ihnen das „Cook-and-eat-Projekt" gefallen hat. Oder der Glücks-Workshop. Und die zahlreichen Freiwilligen, die mitgewirkt haben, bestätigen mit lachenden Gesichtern, dass es mächtig Spaß gemacht habe. Und dass es gelungen sei, das Bewusstsein der Bürger für ihre körperliche sowie seelische Gesundheit zu fördern. Und dass dabei auch noch die Generationen zusammengebracht worden seien.

Am Ende des Films strahlt dann noch Londons Bürgermeister in die Kamera. Er sei „very pleased", wie erfolgreich „Well London" seit dem Start 2008 gelaufen sei. Und dass die zehn Millionen Pfund, die das Großprojekt koste, eine sehr gute Investition in die Zukunft der Metropole sei. Das Geld kommt aus dem staatlichen Lotteriefonds.

Die mentale Gesundheit der Bevölkerung verbessern, sie dazu bringen, sich gesünder zu ernähren und die Bürger zu mehr Aktivitäten zu motivieren: Die Projektleiterin zählt die wichtigsten Ziele auf, während auf dem chicen Screen die Auswertung von „Well London" erscheint. Sie fällt, es überrascht einen nicht, positiv aus. In 20 von 33 Stadtbezirken habe man „Community Cafés" eingerichtet, um die Bürger an einen Tisch zu bekommen, danach starteten die einzelnen Well-Projekte.

20 Prozent der neuneinhalb Millionen Einwohner hätten teilgenommen, „eine sehr große Resonanz und hohe Wertschätzung". Wissenschaftler assistieren bei der Präsentation. „Das Thema Gesundheit wurde vor Ort eingebettet in Fragen der Sicherheit, Kriminalität, wirtschaftlichen Situation und des Wohlbefindens in den Vierteln", sagt Professor Adrian Renton, der das Großprojekt evaluiert hat. Der Gesundheitsexperte kommt zu dem – nicht gerade überraschenden - Schluss, dass es einen Bezug gebe zwischen dem Wohlbefinden der Menschen und ihrem sozialen Status.

Der Hochglanzpräsentation des Hochglanzprojekts folgt die Vorzeigeshow – vor Ort, in Hackney, einem nördlichen Stadtteil mit rund 200 000 Einwohnern. Was zuvor der Film transportierte, läuft jetzt live ab. Teilnehmer des Gesundheitsprojekts treten in der örtlichen Bücherei auf eine Bühne und schwärmen von ihren Erfahrungen: „Es ist so schön, dass wir in unserem Viertel zum ersten Mal etwas gemeinsam gemacht haben." Der Saal ist voll.

Das Publikum applaudiert heftig, als die lokalen „Health Champions" auftreten und auch die Freiwilligen von ihren „wertvollen Erfahrungen" erzählen. Man singt gemeinsam fröhliche Songs, man tanzt. Und man isst – gesund, natürlich. Am Ende gibt es den Dank der Chefs von „Well London", für die „schöne und gelungene Veranstaltung". Dann fahren die Verwaltungsmanager zurück zur City Hall. Wenige Monate späterwird es in Hackney brennen, und Jugendliche werden plündernd durch die Straßen ziehen.

Über London bricht der Abend herein. In der City funkelt das riesige Auge blau, Touristen drehen neue Runden auf dem Riesenrad. Das Grau von Lambeth wird die Nacht schlucken. Polizeistreifen fahren neue Patrouillen im Problemviertel. Der einsame Prediger am Straßenrand beschwört noch immer die Macht Gottes. Und Mädchen lächeln, als sie Jungs in den Arm nehmen. Jelani und Ishmael treffen sich auf ein Bier. Es wird eine kleine Feier. Immerhin haben sie inzwischen eine wichtige Entscheidung getroffen, einen Entschluss, der unwiderruflich sei: „Wir werden die Beratung der Jugendlichen weitermachen, als eigenes Projekt. Definitiv."

NMclean@lambeth.gov.uk

ELF FREMDE

TEXT: EVA WOLFANGEL / FOTOS: MARIO WEZEL

IM ÖSTERREICHISCHEN VORARLBERG DISKUTIEREN ZUFÄLLIG AUSGEWÄHLTE BÜRGER AUF EINLADUNG DER LANDESREGIERUNG VERSCHIEDENE KOMMUNALE THEMEN UND TREFFEN EMPFEHLUNGEN. ERSTMALS HAT NUN EIN LANDESWEITER BÜRGERRAT OHNE VORGEGEBENES THEMA STATTGEFUNDEN. DIE BANGE FRAGE DER POLITIKER: WAS BEWEGT DIE BÜRGER?

Herausforderung / Problem
Die Nachhaltigkeit, „Geld regiert die Welt", von der kleinsten Gemeinde bis in die Welt

Wie kann ich zu einer
Lebenswerten Gemeinschaft
beitragen?

DER BÜRGERRAT BEIM BRAINSTORMING: DIE PLAKATE TRAGEN ÜBERSCHRIFTEN WIE "LÖSUNGEN" UND "BEDENKEN".

Die Elf haben sich vorher noch nie gesehen. Sie sind denkbar verschieden. Menschen im Anzug und in Kapuzenjacken, Schülerinnen und gestandene Arbeiter, Hausfrauen und Manager, Einheimische und Migranten. Jetzt haben sie einen gemeinsamen Auftrag für ihr Land. Im Halbkreis sitzen sie vor einem handgeschriebenen Plakat: „Was können wir zu einer lebenswerten Zukunft beitragen?" Werden sie das Rätsel lösen?

Faruk: Die Leute, wo gewählt sind, sollen alle zusammen regieren, nicht nur die, wo an der Macht sind.
Sieglinde: Man müsste sich organisieren. Wir müssten uns selbst organisieren und aktiv werden. Wir müssen uns mit Leuten zusammentun.
Sükrü: Dafür gibt es doch Parteien.
Faruk: Politische Parteien wollen regieren, sie wollen Macht haben und weniger dem Volk dienen.
Sükrü: Wir müssen alle weg vom Egotrip. Nicht mal die kleinste Einheit, die Ehe, funktioniert auf dem Egotrip, das hab ich festgestellt, man muss Kompromisse eingehen.

AUSGEWÄHLTE DES DEMOKRATIEEXPERIMENTS HÖREN EINANDER AUFMERKSAM ZU.

Im normalen Leben hätten sich Faruk, Sieglinde und Sükrü nie getroffen. Sie haben wenig gemeinsam, außer, dass sie Bürger Vorarlbergs sind, dem zweitkleinsten Bundesland Österreichs, das die Einheimischen liebevoll "Ländle" nennen und das (abzüglich des Bodensees) mit gut 2600 Quadratkilometern etwa dreiviertel der Fläche der Region Stuttgart und ein Achtel der Einwohner hat (knapp 370 000).

Aber Faruk, Sükrü und Sieglinde sind Ausgewählte für ein Demokratieexperiment. An diesem Samstag finden sie sich gemeinsam mit acht anderen, einander wildfremden Personen in einem Raum des Tagungshauses Arbogast in Götzis wieder, einem kleinen Ort mitten in Vorarlberg. An den Wänden hängen Plakate, handbeschrieben mit grünem, rotem und schwarzem Edding, eines neben dem anderen, die Wände scheinen tapeziert damit. Sie haben Überschriften wie „Lösungen" und „Bedenken", „Herausforderungen" und „Probleme". Vor einigen Wochen haben sie alle einen offiziellen Brief bekommen, auf dem das rote Landeswappen prangte, darunter der Briefkopf des Landeshauptmanns, Dr. Herbert Sausgruber. „Was will der ausgerechnet von mir?", hat sich Faruk gewundert. Er sei einer von

"DENEN ZEIGE ICH, WO ES LANG GEHT": FARUK FÜHLTE SICH VON DER EINLADUNG ZUM BÜRGERRAT GEEHRT.

zwölf zufällig ausgewählten Bürgern, schrieb der oberste Landespolitiker. Und nun sei seine Meinung gefragt: „Vorarlberg steht vor großen Herausforderungen. Um möglichst gute Entscheidungen treffen zu können, sollen neben Fachleuten auch die Bürger im Land zu Wort kommen." Er bitte Faruk dafür zum ersten landesweiten Bürgerrat, eineinhalb Tage lang, die Themen seien Sache der Bürger, Vorbildung nicht nötig, das Mittagessen gratis.

Faruk hat in den 34 Jahren seines Lebens noch nie einen Politiker persönlich getroffen, geschweige denn einen, der nach seiner Meinung gefragt hätte. „Jetzt zeig ich denen, wo es lang geht", war sein erster Gedanke. Er fühlte sich geehrt. Faruk ist nicht schon immer Österreicher, obwohl er dort geboren ist. Seine Eltern waren wenige Jahre vor seiner Geburt als Mittlerer von sieben Geschwistern aus der Türkei eingewandert. Der Vater hatte wechselnde Jobs, die Familie zog oft um, Deutsch lernte Faruk erst in der Schule. „Als Kind hatte ich ein Leben, wo man sich vorstellen kann, was noch kommt", fasst er selbst zusammen: Sprachprobleme, Integrationsprobleme, keine Chance auf der höheren Schule. Aber dieses Schicksal wollte er nicht annehmen. Er beantragte die österreichische Staatsbürgerschaft, machte eine Ausbildung zum Textilveredler und bezahlte schließlich seine Meisterschule selbst von hart Erspartem. Heute ist er Schichtmeister in einem mittelständischen Textilbetrieb. Keine Frage, er ist ein Schaffer.

Dass er die Nacht zuvor kaum geschlafen hat, sieht man Faruk nicht an. Nach der ersten Einheit des Bürgerrates am Freitagabend ist er zur Nachtschicht gefahren. Nach zwei Stunden Schlaf wieder nach Götzis. Schließlich hat er Themen, die ihm auf dem Herzen liegen. Nach solchen Themen hat der Landeshauptmann ja gefragt. Faruk will über die steigenden Lebenshaltungskosten und die niedrigen Löhne sprechen. Und über seine Angst vor der Atomkraft. Im frisch gebügelten weißen Hemd sitzt er aufrecht im Kreis seiner Mitbürger aus allen Ecken des Landes.

„Wie kann ich zu einer lebenswerten Gemeinschaft beitragen?" Die Überschrift des Plakats ist die Essenz des Vortages. Was liegt uns am Herzen? überlegten die elf Auserwählten zu Beginn. Vieles ist ihnen eingefallen: Dass in der Gesellschaft nur das Materielle zählt und die Herzensbildung zu kurz kommt, die mangelnde Gleichstellung von Mann und Frau, die Risiken der Atomkraft, Probleme im Gesundheitswesen und vieles mehr.

SIEGLINDE DISKUTIERT MIT EINER TEILNEHMERIN.

BLICK AUS DEM SEMINARRAUM DES BÜRGERRATS.

Dabei haben die elf grundverschiedenen Teilnehmer einen gemeinsamen Wunsch entdeckt: Eine lebenswerte Gesellschaft. Aber was genau ist das? Und was können sie dazu beitragen? Ein Moderator steht in ihrer Mitte und schaut sie aufmunternd an. Noch vier Stunden Diskussion, dann müssen die Elf ein gemeinsames Statement formulieren, so die Regeln des Bürgerrates, das sie dann der Öffentlichkeit präsentieren. Werden sie das schaffen? „Lösung 75", schreibt der Moderator nach Sieglindes, Faruks und Sükrüs Diskussion auf das Flipchart: „Freunde anstiften zur Aktivität".

In Vorarlberg grüßen sich Wildfremde auf der Straße, meist duzen sie sich (entgegen der Gerüchte in Deutschland auch auf einer Höhe unter 1000 Meter), und wer an einer der vielen ländlichen Bushaltestellen wartet und hofft, dass er vom Überlandbus im Schein einer funzeligen Straßenlaterne gesehen wird, der hat gute Chancen, dass ihn vorher ein vorbeikommender Autofahrer nach seinem Ziel fragt und kurzerhand hin fährt. Dennoch mangelt es an Räumen für die Kommunikation, findet Christian Hörl, Moderator und Mitorganisator des „Dialogforums" in Arbogast. Die Menschen leben vereinzelt, selbst Stammtische sind aus der

HERAUSFORDERUNGEN UND BEDENKEN WERDEN GEGENEINANDER ABGEWOGEN, UM LÖSUNGEN ZU FINDEN.

Mode gekommen. Wo finden politische Diskussionen noch statt? Das Modell des Bürgerrats hat sich bewährt. Auf kommunaler Ebene wurden in Vorarlberger Gemeinden bereits einige Räte veranstaltet. So forderte ein Bürgerrat der Stadt Bregenz „aktive Bürger und eine gute Integration aller Menschen, Kulturen und Generationen", ein Bürgerrat in Hohenems empfahl unter dem Motto „Miteinander statt Gegeneinander" Einigkeit trotz politischer Streitigkeiten. Ihre Statements und Berichte klingen euphorisch. Aber was für die Beteiligten eine gute Möglichkeit der politischen Bewusstseinsbildung ist, führt leider kaum darüber hinaus: Bürgerräte treffen per Definition keine verbindlichen Empfehlungen für die Politik und bleiben offenbar oft bei allgemeinen Forderungen und Erkenntnissen stehen. Den größten Nutzen hat die Politik, die „das Ohr am Volk" haben will, wie eine Vorarlberger Informationsbroschüre zum Bürgerrat verrät: „Aufgrund der auswahlbedingt vielfältigen Zusammensetzung der Gruppe geht es mit ziemlicher Sicherheit um Fragen, die viele Menschen in der Gemeinde bewegen", schreibt das veranstaltende „Büro für Zukunftsfragen", eine Stabstelle der Vorarlberger Landesregierung. Das Büro ist stets auf der Suche nach innovativen Ideen aus der Bevölkerung

"TAPETENWECHSEL": SIEGLINDE ENTSCHIED SICH ZUR TEILNAHME AM BÜRGERRAT, UM ETWAS ABWECHSLUNG VON IHREM ALLTAG MIT DER VIERKÖPFIGEN FAMILIE ZU HABEN.

und unterstützt ehrenamtliches Engagement finanziell sowie organisatorisch. Das Beteiligungsverfahren wurde von Jim Rough in den USA entwickelt, wo es sich "Wisdom Council" nennt. Das Büro für Zukunftsfragen nennt es „eine einfache, kostengünstige und rasche Möglichkeit, Selbstorganisation und Eigenverantwortung in der Bevölkerung zu stärken". Auch über die Art der Diskussion haben sich die Organisatoren Gedanken gemacht. Die vielen Plakate an den Wänden sind eine „nicht-lineare Methode", erklärt Hörl, und funktionieren wie das Gehirn des Menschen: Bedenken, Ideen, Vorschläge, Probleme – wenn wir denken, erscheinen diese nicht geordnet, wir denken nicht linear. Die beiden Moderatoren schreiben jede Wortmeldung auf und kommen so in Windeseile auf zig „Lösungen", die Bedenken werden ebenfalls aufgenommen. Regelmäßig fasst einer der beiden zusammen, was in den vergangenen Stunden diskutiert wurde und wie diese und jene Wendung zustande kam. So entwickelt sich mit der Zeit ein Gruppenstatement.

„Freunde anstiften", murmelt Sükrü. Dann sagt er laut: „Viel zu viele liegen auf der faulen Haut."
Moderator: Was können wir tun, dass nicht so viele auf der faulen Haut liegen?
Sükrü: Arbeitslose sollten zu sozialer Arbeit verpflichtet werden. Ich steh morgens um 3 auf und buckle - und es käst mich an, wenn andere auf der faulen Haut liegen.
Sieglinde: Aber du musst auch überlegen, warum sie das tun. Du musst ihre Geschichte anschauen. Viele Arbeitslose würden vielleicht gerne arbeiten.

Sieglinde war misstrauisch, als sie den Brief des Landeshauptmannes mit der Einladung zum Bürgerrat bekam. „Was soll denn das wieder für eine Volksbefriedung sein?", fragte sie sich. Allein wegen der Abwechslung vom Alltag auf dem Schafhof entschied sie sich teilzunehmen. Sie sagt von sich, sie sei „Aussteigerin aus der Berufsszene." Dabei ist die zierliche 50-jährige Frau mit den wachen Augen keineswegs tatenlos. 50 Schafe, eine vierköpfige Familie und die Verwaltung einer Berghütte im Bregenzer Wald sind mehr als ein Fulltimejob. Als Jugendliche wollte sie Arzthelferin werden. Doch nach ihrer Ausbildung starb ihre Mutter, kurz darauf ihre Schwester. Als einzige Frau im Haus lag es an ihr, den Haushalt zu führen und ihren Vater und die drei Brüder zu versorgen.
„Das klingt jetzt vielleicht altmodisch, aber bei uns auf dem Land ist das so", sagt sie. Sie habe sich der Familie verbunden gefühlt

WAS IST DIE ESSENZ? KURZ VOR SCHLUSS RINGEN DIE TEILNEHMER UM IHRE BOTSCHAFT.

und bewusst auf ihren Beruf verzichtet. Dann kamen die eigenen Kinder, schließlich der Schafhof. Nach 25 Jahren ist kürzlich auch ihr Mann aus der Versicherungsbranche ausgestiegen. Gemeinsam führen sie nun Hof und Hütte. Sieglinde arbeitet obendrein während des langen Bergwinters als Skilehrerin. Auf der faulen Haut liegt die Aussteigerin ganz gewiss nicht. Aber sie hat Verständnis für holprige Lebensläufe.

„Lösung 79" schreibt der Moderator schließlich auf das Plakat: „Dass sich mehr Menschen ums Gemeinwohl kümmern, motiviert auch die sonst gebundenen."
Doch das geht der Runde nicht weit genug.
„Wer nix arbeitet, sollte kein Geld bekommen", ruft eine junge Floristin dazwischen, „als Bürgermeister würde ich Arbeitslose vor die Wahl stellen: entweder sie leisten gemeinnützige Arbeit oder es gibt kein Geld." Das Gespräch dreht sich im Kreis.
Faruk: War denn mal jemand von euch arbeitslos? Ich würde gerne wissen, wie das ist, wie man sich so fühlt.
Sükrü rutscht unruhig auf seinem Platz hin und her. „Ja, ich. Und das war schrecklich."

IN KLEINGRUPPEN PROTOKOLLIEREN SIE 84 LÖSUNGEN UND EINIGEN SICH AUF EIN STATEMENT.

Sükrü lebt 32 seiner 33 Lebensjahre in Vorarlberg. Geboren wurde er in der Türkei. „Ich war lange ein kleiner Nationalist", sagt er heute von sich. Die österreichische Staatsbürgerschaft hat er erst vor acht Jahren beantragt. Und kurzfristig schien dieser Schritt tatsächlich ein Fehler gewesen zu sein. Sükrü hatte gerade seine erste Stelle nach seinem technischen Fachabitur gekündigt, als er Österreicher wurde. Aber die Freude währte kurz. Als Neu-Österreicher fehlte ihm Entscheidendes: der Militärdienst. „Wo auch immer ich mich beworben habe, niemand wollte mich nehmen, weil klar war, dass ich früher oder später eingezogen werden würde." Zehn Monate Arbeitslosigkeit zehrten an ihm. „Es hat weh getan, nicht nur in finanzieller Hinsicht", sagt er, „man rutscht einfach ab." Also nahm er, was er kriegen konnte, fuhr Milch aus, lieferte Käse, jobbte als Paketfahrer. „Es war alles besser, als nichts zu tun." In dieser Zeit lernte er seine heutige Firma kennen, einen Katzenfutter-Hersteller – am untersten Ende als kleiner Produktionsmitarbeiter. „Ich habe mit Deppenarbeit angefangen." Heute ist er Schichtleiter dort und führt 34 Mitarbeiter.

Sükrü: „Meine Lehre daraus ist, dass man sich nicht hängen lassen darf."
Aber hat dafür jeder die Kraft? Die Runde diskutiert kontrovers über den Umgang mit Arbeitslosen, ein emotional besetztes Thema, gerade in Vorarlberg, wo die Menschen fleißig sind und die Arbeitslosigkeit stärker wächst, als in den meisten anderen Teilen Österreichs. Noch zwei Stunden. Werden sie es schaffen, sich auf ein Statement zu einigen?
Vor der Pause kommt die so genannte „zweite Reihe" nach vorne, Beobachter aus Politik, Verwaltung und Wissenschaft, die im hinteren Teil des Raumes Platz genommen haben. Es ist eine ähnlich große Gruppe, die sich die Diskussionen des Bürgerrates anhört und regelmäßig Feedback gibt. Auch das gehört zum Konzept.
„Ihr habt eine komplexe Frage aufgeworfen", sagt Michael Lederer, Mitorganisator vom Büro für Zukunftsfragen, einer Institution der Landesregierung, „wie organisiere ich mich als Gesellschaft? Ich finde das toll."
Eine Wissenschaftlerin freut sich über den Themenumschwung: „Schön, dass das Thema jetzt nicht mehr lautet: Wir da oben, die da unten." Ihre Nebensitzerin stimmt ihr zu: „Wir müssen weg von diesem: die Schlechten sind die anderen. Ich finde, ihr macht das sehr gut."

Es ist diese zweite Reihe, die Sükrü Mut macht. „Das ist Egofutter pur", sagt er rückblickend. Er wäre nie auf die Idee gekommen, sich politisch zu engagieren. Jetzt hat er Mut bekommen: „Meine Meinung ist offenbar nicht ganz falsch." Schon beim Mittagessen überdenkt er seine Position zu politischen Parteien. Vielleicht macht es Sinn, einer beizutreten, seine Meinung zu sagen, etwas zu bewegen? Im Gegensatz zu wenigen Tagen zuvor kann er sich vorstellen, dem eine Chance zu geben, „auch wenn es schwer wird als Neu-Österreicher", sagt er grinsend. Migranten sind selten in den politischen Gremien Vorarlbergs anzutreffen.

Was ist die Essenz? Am Nachmittag schreiben die Elf in Kleingruppen Plakate über Plakate voll. 84 protokollierte Lösungen zieren die Wände – und jede Menge Bedenken. Aber was ist das Gemeinsame? Was wollen sie der Öffentlichkeit präsentieren? „Machtgeile Politiker und ohnmächtige Bürger" schreibt Sükrü, zögert, und setzt ein Fragezeichen dahinter. „Verloren gegangene Werte" ergänzt die junge Floristin mit rot gefärbten Strähnchen und schwarzer Kapuzenjacke. Faruk schreibt: „Politiker, deren Macht und unser eigenes Engagement." Auch auf den anderen Plakaten kristallisiert sich ein Thema heraus: Der Bürger muss aktiv werden.

Eine Woche später bereut Sieglinde ihre Courage. Zusammen mit drei anderen hat sie sich bereit erklärt, die Ergebnisse des Bürgerrates der

Öffentlichkeit zu präsentieren. Während sich der große Saal in Arbogast füllt, läuft sie aufgeregt auf und ab. „Kann ich das so sagen?", fragt sie Christian Hörl. „Oje, wieso tue ich das bloß?" Am Nachmittag hat sie noch einen Skikurs für Kinder gegeben, auf dem Berg im Bregenzer Wald. Dort könnte sie jetzt den Sonnenuntergang genießen, mit ihrem Mann und den drei erwachsenen Kindern zu Abend essen, die 50 Schafe füttern, was man halt so tut in Au. Aber muss man mit 50 noch etwas Neues ausprobieren? Hörl klopft ihr auf die Schulter. „Ich bin auch aufgeregt, sogar als Moderator."

Als es still wird im Saal, ergreift Sieglinde das Wort: „Die Einladung zum Bürgerrat hat mich gelockt, weil ich aus dem hintersten Winkel des Landes komme und es als Tapetenwechsel ansah", sagt sie vor den mehr als 60 Zuhörern, darunter die Landtagsvize-präsidentin Gabriele Nussbaumer, der Landesrat Erich Schwärzer, viele Bürgermeister kleinerer Gemeinden und andere Interessierte. Jetzt ist sie stolz auf die Ergebnisse des Rates. Sie erklärt, wie die Gruppe von den vielen „Herzenswünschen" zum gemeinsamen Aufruf nach Aktivität kam. „Wir müssen uns gegenseitig mehr motivieren zu Engagement und dass wir loslegen."

Aber auch die Zuhörer bleiben an diesem Abend nicht passiv. Sie sitzen nach dem Modell des „Weltcafés" in Fünfer- und Sechsergruppen um kleine Tische mit Papiertischdecken, darauf Wassergläser und Eddings. Auch diese Dialogform wurde in Arbogast mit- und weiterentwickelt. So kam man auch von der klassischen Kinobestuhlung ab, bei der alle Zuhörer nach vorne blicken, erklärt der Leiter des Büros für Zukunftsfragen, Manfred Hellrigl: „Da traut sich erstmal keiner, was zu sagen. Ein Einzelner kann so den ganzen Saal beherrschen." An diesem Abend ist das anders. Nach der Einleitung diskutieren die Gruppen an den Tischen über das Gehörte, wer will, notiert seine Gedanken auf den Tischdecken. Nach 20 Minuten ertönt ein Gong, an jedem Tisch bleibt nur einer sitzen, der so genannte Gastgeber, alle anderen wechseln den Tisch. Der Gastgeber erklärt den Neuen, worüber der Tisch bislang gesprochen hat, so entspinnt sich eine Diskussion durch den gesamten Saal, wildfremde Menschen kommen ins Gespräch, Bürger und Politiker ohne Berührungsängste, alle duzen sich.

Herzensbildung, Materialismus und Ohnmacht sind die Themen des Abends, es fallen Sätze wie „die Gleichgültigkeit der Gesellschaft ist ein Problem" und „der Mächtige darf nicht die Sicht des Ohnmächtigen verlieren", Landesrat Schwärzler schreibt vieles eifrig mit. „Der Mensch ist mit vielen Problemen allein", sagt er an seinem zweiten Tisch, „das ist

mir heute bewusst geworden und darum müssen wir Politiker uns kümmern." Heute jedenfalls hat er das Ohr am Bürger. Manfred Hellrigl steht zufrieden am Rand. Das Konzept geht einmal mehr auf. Alle reden mit. In Gemeinden, in denen es viel Streit gab, wurde in öffentlichen Versammlungen die Sitzordnung geändert. Seit in Weltcafé-Manier diskutiert wird, geht es friedlicher zu. Wieso ist diese Methode trotzdem nicht die Regel? „Oft wollen Politiker die Kontrolle behalten", sagt Hellrigl schulterzuckend. Dann ergänzt er lächelnd: „Aber man muss auch mal loslassen."

Epilog: Was bleibt?
Der Bürgerrat hat sich per Definition mit dem Weltcafé wieder aufgelöst. Das ist eines der wenigen nicht verhandelbaren Dinge. Ein neuer Bürgerrat soll aus neuen, zufällig ausgewählten Teilnehmern bestehen. Er soll keine Konkurrenz zu politischen Gremien darstellen, so die Begründung. So ganz will man doch nicht loslassen in Vorarlberg.

Sükrü beschäftigt sich mit geschlechtergerechtem Verhalten und will seiner Frau künftig noch besser zuhören. Außerdem ist er auf der Suche nach der passenden Partei, in der er sich engagieren will. Sieglinde hat überlegt, in ihrem Umfeld aktiv zu werden, beispielsweise gegen die Beschneiung der Talabfahrten, wenn längst alles grün ist. Aber in so einer kleinen Gemeinde reden die Leute über einen. Mit dem Bürgerrat hätte sie weiter diskutiert. Im Dorf will sie sich nicht exponieren. „Ich denke, es ist für mich gelaufen." Auch Faruk hätte gerne weiter im Bürgerrat diskutiert. Er hat ein langes Gesicht gemacht, als dessen „Auflösung von oben" verkündet wurde. Er will sich nun in seinem türkischen Bildungs- und Integrationsverein stärker engagieren. Eine Woche nach dem Weltcafé hat sich eine offene Runde getroffen und sich mit der Frage beschäftigt, wieso das Gefühl der Ohnmacht bei den Bürgern so vorherrschend ist. Konkrete Ergebnisse gibt es nicht. „Wir wollen dran bleiben", sagt Michael Lederer. Das Thema ist angekommen.

manfred.hellrigl@vorarlberg.at
office@kunosohm.at
Christian.hoerl@inode.at

EINE WELLE GEGEN DEN STROM

TEXT: MATHIAS BECKER / FOTOS: ANTONIA ZENNARO

IN DER WENDEZEIT ALS PIRATENFUNK GEGRÜNDET, IST „TILOS RÁDIÓ" HEUTE UNGARNS BERÜHMTESTES BÜRGERRADIO – UND DER REGIERUNG NOCH IMMER EIN DORN IM AUGE. IN SEINEM PROGRAMM KOMMEN DIE ZU WORT, DIE NICHT IN IHR WELTBILD PASSEN. MIT DEM NEUEN MEDIENGESETZ DROHT DAS ENDE DES SENDERS.

FM 90.9
103.7
2153773
TILOS A DOHÁNYZÁS!
CRITICAL MASS
VÖRÖS OKTÓBER
KIVÉVE
AUDIOFLY
Krampüs
OTHER SIDE

TIL
www.tilos

FÜR GÁBOR CSABAI, 59, DEN ALLE NUR "PAPO" NENNEN, IST RADIOMACHEN EINE PASSION.

Es ist 10 nach 10, als Papo die Studiotür aufreißt. Um Punkt zehn sollte er auf Sendung gehen, aber auf der Petöfibrücke haben ihn kaputte Bierflaschen ausgebremst. Jetzt flucht er in seinen Bart – kaum hörbar, denn die Mikros laufen: Die morgendliche Talkrunde sendet weiter, bis Papo startklar ist. Damit kein Sendeloch entsteht, damit „Tilos" nicht verstummt.

Papo, 59, setzt den Fahrradhelm ab, Schweiß rinnt ihm über die Stirn. Er legt die gelb getönte Sportbrille auf einen Plattenteller und setzt eine schmale zum Lesen auf. Jetzt erinnert er ein bisschen an Peter Lustig von der Kindersendung „Löwenzahn". Und er ist ja auch so einer: Vaterfigur, Welterklärer.

Gábor Csabai, der Spitzname bedeutet soviel wie „Papa", behält den Überblick im zweiten Stock des alten Werksgebäudes in einem Budapester Hinterhof, wo die Studiotür nicht schließt, die Wände mit Zeichnungen und Aufklebern überzogen sind und der Konferenzraum auch als Raucherzimmer dient. Auf den Fluren von „Tilos Rádió", Budapests Bürgerfunk, sagen sie, wenn etwas unklar ist: „Frag Google oder Papo!"

ZIGARETTENPAUSE. TIBÓR KOVACSI, 60, UND BALASZ WEYER, 38, MODERATOREN EINER POLITSHOW, BEIM DISKUTIEREN.

Und es kommt schon mal vor, dass etwas unklar ist im Taubenschlag „Tilos": Rund um die Uhr geben sich Moderatoren und Musiker, Club-DJs und Kabarettisten, Frauenrechtlerinnen und Filmemacher, Hobbyangler und Hochschullehrer die Klinke in die Hand: Mehr als 250 Männer und Frauen basteln ehrenamtlich an rund 130 Sendungen. „Tilos Rádió" überträgt 24 Stunden am Tag und sieben Tage in der Woche live auf der Frequenz 90,3 Megahertz für den Großraum Budapest und via Internet.

Ein Tag bei „Tilos" beginnt mit Talkshows, moderiert von Journalisten, denen der Bürgerfunk mehr Freiheiten bietet als ihre Arbeitgeber. „Hier können wir ganz autonom entscheiden, über welche Themen wir sprechen", sagt Tibor Kovácsi, 60, der für ein Wochenmagazin schreibt und nebenher einen morgendlichen Polit-Talk bei „Tilos" moderiert. „Nationales Erwachen" lautet der – nicht ganz ernst gemeinte – Titel der Sendung. Man kann ihn als Provokation verstehen: Die rechts-nationale FIDESZ-Partei von Ministerpräsident Victor Orbán lässt keine Gelegenheit aus, die Größe von Volk und Vaterland zu propagieren.

VON JAZZ BIS TECHNO: SELBST NACHTS LEGEN DIE "TILOS" DJS LIVE IM MUSIKSTUDIO AUF.

Montagvormittags informieren die Mitarbeiter einer NGO über die Situation der Roma. Die größte Minderheit im Land ist heftigen Angriffen aus dem rechtsextremen Lager ausgesetzt. Paramilitärische Gruppen marschieren in Roma-Vierteln auf – angeblich um für Sicherheit zu sorgen. Unterstützt werden sie von der neofaschistischen „Jobbik"-Partei, die bei den letzten Wahlen mit 12 Prozent der Stimmen ins Parlament einzog. Die jüngst verabschiedete neue Verfassung, die 2012 in Kraft tritt, gibt den Umtrieben Rückendeckung: Ein ihr vorangestelltes „Nationales Glaubensbekenntnis" nennt „Christentum, Familie und Nation" als Grundpfeiler der Gesellschaft. Die Schrift definiert Ungarn als ethnisch-kulturell definierte Nation. Roma ausgeschlossen.

Donnerstag, am Nachmittag, laden Lesben-Aktivistinnen ins Studio. Ein Unikat in der Medienlandschaft: „In Ungarn kann man bis heute nicht überall zeigen, dass man homosexuell ist", sagt Moderatorin Anna Nagy Lovas. Auch in ihrer Sendung geht es immer wieder um die neue Verfassung. „Gleichgeschlechtliche Partnerschaften werden darin demonstrativ nicht erwähnt", sagt Anna Nagy Lovas.

GESPRÄCHSSTUNDEN, WIE DIESE VON DEN LESBENAKTIVISTINNEN, PRÄGEN DAS NACHMITTAGSPROGRAMM.

Das musikalische Spektrum des Senders: reicht ebenfalls weit über den Mainstream hinaus: Von Experimental-Jazz über Soul und Punk bis Techno: Musiker geben kleine Konzerte, selbst nachts wuchten DJs im Stundentakt Plattenkisten ins Studio. Sendungen auf englisch, deutsch, russisch, chinesisch und serbisch wenden sich an die Ausländer in der Stadt. Entsprechend dürfte das „Tilos"-Publikum fliegend wechseln: Wenn die einen abdrehen, schalten die anderen zu – insgesamt bis zu 10 000 Budapester jeden Tag. Hinzu kommen Internet-Hörer im ganzen Land. „Tilos" hat 15 000 Facebook-Fans.

Eine fünfköpfige Redaktion, von allen Aktiven für jeweils ein Jahr gewählt, stimmt über neue Formate ab. Kürzlich hat sie eine Gesprächsrunde über Filme, moderiert von Independent-Filmern, ins Programm gewählt. „Das ist eine große Bereicherung für uns", sagt Papo, der seit zwölf Jahren im Sender aktiv ist. Nach der Wende hängte er seinen Beruf als Elektriker an den Nagel und machte ein Restaurant am Plattensee auf. Er ging pleite und heuerte bei „Tilos" an – zunächst als Ehrenamtler mit einer Sendung, später bewarb er sich auf eine der beiden Vollzeitstellen in der

Verwaltung, wo er heute arbeitet. „Radiomachen ist für mich Job und Hobby zugleich", sagt Papo. „Ich verdiene zwar weniger als früher, aber das Leben als Wirt war nicht gut für mein Herz", sagt er. „Zu viel Stress."

Mittlerweile hat die Talkrunde sich von ihren Hörern verabschiedet, es läuft Musik. Papos Studiokollege Ádám Kobrizsa setzt sich an den Tisch, der mitten im Raum steht, und rückt das Mikrofon zurecht. Papo steht breitbeinig vor dem großen Mischpult, atmet durch und fährt den Regler hoch: „Hallo! Ihr hört Radio Tilos auf 90,3 für Budapest und Umgebung. Ich bin's, Papo, und das ist 'Planet Error', eure Sendung über Umwelt und Energie. Heute ist die Donau unser Thema." Die Wasserqualität, die Kraftwerke, der Flutschutz oder der Zustand der Radwege: Es gibt viel zu streiten über den Strom, der Ungarn in der Mitte teilt. Wie die Debatte verläuft, entscheidet das Publikum mit: Anrufer gehen direkt auf Sendung. Parallel diskutieren Hörer im Online-Chat: Sekündlich erscheint ein neuer Kommentar auf der Homepage. „Tilos" bietet Raum für Debatten, wie einst die Kaffeehäuser der Stadt.

Àdám Kobrizsa, 33, ist Wasseringenieur und fester Teil von „Planet Error". Der Name der Sendung ist an „Planet Terror" angelehnt, einen Film, in dem Giftgas Menschen in Zombies verwandelt. „Vielen Ungarn fehlt das Bewusstsein für das Thema Umwelt", sagt Kobrizsa. Er selbst engagiert sich in einer ganzen Reihe von Initiativen: für mehr Radwege oder gegen das Kernkraftwerk Paks, südlich von Budapest. Einmal haben sie selbst gebastelte Pappbrillen in der Stadt verteilt. Wer sie aufsetzte, sah ein Bild vom Donauufer vor 100 Jahren: Spazierwege, Alleen und Märkte, wo heute eine endlose Blechlawine die Luft verpestet. Ginge es nach Àdam Kobrizsa, wäre der Blick in die Vergangenheit zugleich der in die Zukunft: „Diese Stadt könnte viel ruhiger und grüner sein!" Zuletzt ließ er einen Waggon der Straßenbahnlinie 2, die direkt am Ufer verläuft, mit einer großen Sprechblase bekleben. „Lasst uns über die Donau sprechen!", war darauf zu lesen.

„Wir wollen Ideen unter die Leute bringen", sagt Àdam Kobrizsa. Wie die von Mini-Wasserkraftwerken unter den Donaubrücken: „Sie könnten den Strom für die Brückenbeleuchtung produzieren." Er will die Menschen für seine Vorstellungen gewinnen, deshalb spielt „Tilos", neben Aktionen im öffentlichen Raum, eine große Rolle für ihn. Der Sender bietet eine Plattform – und kann sogar

ZSOLT PALOTAI IST VON BERUF DJ UND MITBEGRÜNDER VON "TILÓS RÁDIO".

selbst eine Botschaft transportieren, wie Papo und Kobrizsa vor zwei Jahren bewiesen. Als die elektrischen Leitungen im Haus erneuert wurden, bauten sie ein Fahrrad zum Heimtrainer mit Generator um. Etwa drei Stunden lang wurde gestrampelt – „Tilos" sendete mit hausgemachtem Strom.

„Wir wollten beweisen, dass es möglich ist: Man kann mit einfachen Mitteln eine Radiostation aufmachen", sagt Zsolt Palotai, Mitbegründer des Senders. Mit ein paar Gleichgesinnten eröffnete der heute 50-Jährige in den Wirren der Wende zunächst einen Club mit dem Namen „Tilos", der rasend schnell zum Szenetreff wurde. „Die ersten Gäste standen um 18 Uhr vor der Tür, die letzten blieben bis zum Morgengrauen", erzählt Palotai, der zu den bekanntesten Club-DJs Ungarns gehört. „Wir feierten Nacht für Nacht", erzählt er. „Schließlich glaubten wir fest daran, dass bessere Zeiten kommen würden."

Vom Erfolg ihres Clubs beflügelt, gründete die Gruppe kurze Zeit später den Piratensender „Tilos Rádió". Ein Radiotechniker, der schon vor der Wende den Funkverkehr der Raumstation „Mir" ab-

ER LEGT NOCH IMMER JEDE WOCHE IM SENDER MUSIK AUF.

gehört haben soll, baute ihnen ein mobiles Übertragungsgerät, mit dem sie auf einem Gebiet von wenigen Quadratkilometern senden konnten. An ein paar Tagen in der Woche konnte man künftig jeweils für ein paar Stunden „Tilós Rádio" empfangen, das heißt: Musik vom Band. Der Name des Piratenfunks wurde zum Programm: „Tilos" heißt verboten.

Es dauerte nicht lange, bis die Polizei Jagd auf die Sendepiraten machte. „Sie wollten unser Signal orten, also mussten wir ständig den Standort wechseln", erzählt Palotai. „Manchmal sendeten wir sogar aus einem fahrenden Trabant." Mit den Jahren begriffen die Behörden, dass „Tilós Rádio" nicht mundtot zu machen war. Sie erteilten dem Sender eine Lizenz. Seit 1995 sendet das Radio legal im Großraum Budapest. DJ Palotai legt bis heute im Sender auf: „Hier habe ich mehr Freiheit als in den Clubs."

Vielleicht ist es auch mit dem Gründungsmythos zu erklären, dass „Tilos" bis heute Menschen anzieht, die für ein Thema brennen, die etwas verändern wollen. Das etwas heruntergekommene Studio ist ein exotischer Ort in einem Land, das Sozialforscher zu den unter-

LOBAL
ARIJUANA
ARCH
S*10
MODUL
mono

entwickeltsten Zivilgesellschaften Europas zählen. Vielen Ungarn geht es schlechter als zu Zeiten des „Gulasch-Kommunismus". Von der Demokratie enttäuscht, glauben sie nicht mehr an Veränderung von unten. Politische Apathie und die Sehnsucht nach einer harten Hand sind weit verbreitet. 2010 stimmten zwei Drittel der Wähler für die national-konservative FIDESZ-Partei unter Victor Orbàn.

Seither herrscht Reformfieber: Im Schnelldurchgang wurde dem Verfassungsgericht das Recht genommen, Steuer- und Haushaltsgesetze zu überprüfen. Der Haushaltsrat und die Nationalbank wurden in ihren Rechten beschnitten. An die Spitze der staatlichen Medien stellte man einen FIDESZ-freundlichen Mann, kurz darauf setzte das Haus 550 Journalisten vor die Tür – unter ihnen viele, die kritisch berichtet hatten.

Auch private Medien bekommen die Zensur zu spüren: Ein von der Regierung ernannter „Medienrat" kann Zeitungen und Sender zu Bußgeldern verdonnern oder gar verbieten, wenn sie „unausgewogen" berichten. Was damit gemeint ist, weiß niemand so genau. Doch der Fall „Klubradio" zeigt, wohin die Reise geht: Der letzte regierungskritische private Radiosender Ungarns erhält seit der Wahl Orbáns keine Werbeaufträge von staatlichen Institutionen mehr und sichert sein Überleben seither mittels Spenden. Zudem hat der Medienrat die Frequenz der Station neu ausgeschrieben. Bei der Bewerbung, so die offizielle Begründung, habe es Formfehler gegeben.

„Das ist uns auch schon passiert", sagt Papo, der für die Bewerbungen um Fördermittel verantwortlich ist, die rund die Hälfte des „Tilos"-Etats ausmachen. Auf seinem Schreibtisch stapeln sich Konzeptpapiere, Hörspiele und Musikproduktionen, die in den „Tilos"-Studios entstanden sind. Er sammelt, sichtet, wertet aus – und prüft, welches Produkt für welchen Kulturtopf von Budapest bis Brüssel in Frage kommt. Zudem erhält der Sender Steuergelder: In Ungarn kann jeder Bürger dem Finanzamt mitteilen, welche Kultureinrichtung er mit einem Prozent seiner Abgaben fördern möchte. Der Rest sind Privatspenden.

Das garantiert uns weitgehende Unabhängigkeit", so Papo. Umso mehr ärgert es ihn, dass „Tilos" sich in den letzten Jahren angreifbar gemacht hat. 2003 beschimpfte ein betrunkener Studiogast die Christen im Land. Es hagelte Protestbriefe, die Behörde ver-

dew plus

EINE TALKSHOW FÜR DIE RUSSEN IN BUDAPEST: ANNA ZABOEVA, 26, VOM "VOSTOCK-TEAM".

hängte ein einmonatiges Sendeverbot. Zudem durfte „Tilos" sich sechs Monate nicht um Fördermittel bewerben. „Das hätte uns beinahe ruiniert", sagt Papo. Zu Weihnachten sorgte ein nicht-jugendfreier Song im Nachmittagsprogramm für Aufsehen. Die Behörde leitete ein Verfahren ein, ließ es aber wieder fallen. Ein Grund für die Nachsicht könnte gewesen sein, dass Ungarn zu jenem Zeitpunkt die EU-Ratspräsidentschaft innehatte und unter besonderer Beobachtung aus Brüssel stand. Ein Medienskandal wäre da ungelegen gekommen.

„Wir senden an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr live und haben uns in acht Jahren zwei Schnitzer geleistet", sagt Papo. Das müsse man im Verhältnis sehen. In seinen Augen bauscht der Medienrat die Skandale auf, um den Sender endlich dichtzumachen. Der wahre Grund sei, dass den Regierenden die Agenda missfalle. Eine Sendung über die rund 6000 Obdachlosen von Budapest würde Papo sich zum Beispiel wünschen – besonders seit das Übernachten auf den Straßen der Innenstadt unter Strafe gestellt wurde. Den großen Medien war der Vorgang kaum eine Meldung

DIE UHR ZEIGT 22.15 UHR, BIS 23 UHR SPIELT DJ PALOTEI NOCH IM "TILOS" STUDIO, DANN IIM CLUB.

wert. Über „Tilos" sagt Papo: „Wir legen kein Feuer. Aber wir tragen Funken weiter."

2014, wenn die Lizenz von „Tilos Rádio" ausläuft, ist Ungarn seit einem knappen Vierteljahrhundert eine Demokratie. Papo hat Zweifel, dass die Frequenz des Bürgerfunks verlängert wird. „Wenn sie wollen, dann machen sie den Sender zu", sagt er. „Einfach so."

papo@tilos.hu
www.tilos.hu

EIN MARKT-PLATZ OHNE GELD

INTERVIEW: RAINER NÜBEL / FOTOS: MARIO WEZEL

BULGARIEN IST KEIN WEISSER FLECK AUF DER EUROPÄISCHEN LANDKARTE DES BÜRGERSCHAFTLICHEN ENGAGEMENTS, DOCH VIELE INITIATIVEN UND PROJEKTE IM OSTEUROPÄISCHEN LAND STEHEN NOCH AM ANFANG. PIONIERARBEIT BETREIBT SEIT VIELEN JAHREN MARIA PETKOVA, DIREKTORIN DER TULPEN-STIFTUNG.

EIN GESPRÄCH ÜBER MENSCHEN UND TULPEN, DEN AUFBRUCH VON FREIWILLIGEN IN BULGARIEN UND EINEN MARKTPLATZ, AUF DEM NICHT ÜBER GELD GEREDET WIRD.

SHURE

IHRE STIFTUNG FÖRDET
FREIWILLIGENPROJEKTE:
"MENSCHEN SIND WIE TULPEN",
SAGT MARIA PETKOVA.

Frau Petkova, die von Ihnen geleitete Stiftung, die in Bulgarien Freiwilligen-Initiativen und Projekte finanziell unterstützt, trägt einen blumigen Namen: Tulpen-Stiftung. Warum?
Die Bedeutung des Namens sollte einen symbolischen Bezug haben zu den Aktivitäten, die wir fördern. Tulpen muss man regelmäßig gießen, man muss sich jeden Tag um sie kümmern, ein wenig Zeit in sie investieren. Wächst und blüht die Tulpe, ist das etwas Schönes. Genauso schön ist es, wenn Menschen, jungen wie alten, in bestimmten Lebenslagen geholfen wird, wenn andere sich um sie kümmern. Menschen sind wie Tulpen. Das ist es, was die Stiftung macht: nichtstaatliche Organisationen und Initiativen unterstützen, die den Menschen das geben, was sie brauchen.

Welche Art von Projekten unterstützt Ihre Stiftung?
Primär geht es darum, Menschen zu helfen, die aus sozial schwachen und schwierigen Verhältnissen kommen. Dafür steht zum Beispiel ein Projekt in Targowischte, einer Stadt im Nordosten Bulgariens: Ziel ist es dort, arme Familien zu unterstützen, damit deren Kinder nicht in Waisenhäusern untergebracht werden müssen. Dazu muss man wissen: Nur zwei Prozent der Kinder, die in Waisenhäuser kommen, habe keine Eltern. Meist sind ihre Familien so arm, dass sie sich um ihre Kinder nicht kümmern können, hinzu kommt häufig auch Alkohol oder Drogensucht. Ein Team von Freiwilligen arbeitet intensiv mit und in den Familien und betreut die Kinder. Sie wollen beweisen, dass es so möglich ist, Kinder bei ihren Eltern lassen zu können, statt sie von ihnen zu trennen und in Waisenhäusern zu stecken. Hier werden an ganz konkreter Stelle neue Modelle der Unterstützung von Familien erarbeitet und entwickelt, die für die bulgarische Gesellschaft wichtig und richtungsweisend sein können.

Wie bringt man in Bulgarien Menschen, die in unterschiedlichen sozialen Wirklichkeiten leben, zusammen?
Es gibt in einigen Orten seit längerem kommunale Zentren als Treffpunkte, mit denen wir eng zusammen arbeiten. Eines von vielen Projekten dieser Art läuft in einem kleinen Dorf, in dem es eigentlich nur einen Bürgermeister und ein solches kommunales Zentrum gibt. Wir stellten dem Zentrum zwei, drei Computer zur Verfügung, die eine Firma gespendet hatte. Und diese wenigen Rechner haben das Leben älterer und armer Menschen in diesem Dorf innerhalb von zwei Wochen verändert. In Bulgarien ist es Tradition, dass man niemanden zu sich einlädt, wenn man keinen

DER ANDERE MARKTPLATZ: ENGAGIERTE UND FIRMENVERTRETER BESPRECHEN SICH.

Kaffee und Kuchen auf den Tisch stellen kann. Da viele dies nicht können, weil sie arm sind, schämen sie sich, sie luden niemand ein und blieben so lange Zeit allein. Doch diese Rechner brachten sie dazu, ins kommunale Zentrum zu gehen. Jetzt treffen sie sich dort mit anderen, informieren sich und erzählen sich gegenseitig, auf welche Nachrichten und Geschichten sie im Internet gestoßen sind. Wir haben dann auch Skype installiert, damit die Menschen mit Familienmitgliedern kommunizieren können, die nicht in diesem Dorf leben. Das führte mitunter zu rührenden Szenen.

Ein Beispiel?
Ein alter Mann saß im kommunalen Zentrum vor einem Computer und skypte mit seinem Enkelkind, einem Mädchen, das mit seinen Eltern seit zehn Jahren in Spanien lebt. Als er sie auf dem Bildschirm sah, begann er den zu streicheln und sagte: „Oh mein Kind, ich habe Gott sei Dank so lange gelebt, um dich im Fernsehen sehen zu dürfen." Er weinte dabei vor Freude. Und dann erzählte er jedem im Dorf, dass seine Enkelin im Fernsehen gewesen sei.

WAS KÖNNEN WIR UNS GEGENSEITIG ANBIETEN?

Ein neues Projekt, das die Tulpen-Stiftung in Angriff genommen hat, heißt „Marktplatz". Um was geht es dabei?
Das Prinzip des Marktplatzes ist: In einer Stadt treffen sich lokale Freiwilligen-Gruppen mit lokalen Firmen und besprechen zwei Stunden lang, was sie sich gegenseitig anbieten können. Also eine Art Börse. Was dabei tabu ist: Es wird nicht über Geld gesprochen. Am Ende werden vor Ort Verträge darüber aufgesetzt, welche Leistungen jeweils von beiden Seiten erbracht werden. Dieses bürgerschaftliche Modell haben wir erstmals in Holland kennen gelernt. Bei der Vorbereitung des Projekts konnten wir zudem auf wichtiges Know how der Bertelsmann-Stiftung zurückgreifen. Beim Marktplatz geht es darum, ein Dreieck zu fördern: Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Staat. Denn bei jeder Börse ist auch die jeweilige Kommune beteiligt. Sie stellt Helfer zur Verfügung, kümmert sich auch um die Infrastruktur, um Wasser und Strom. Bürgermeister und Gemeinderäte sind beim Marktplatz auch anwesend. Wir als Stiftung haben bei diesem Projekt die Funktion eines Katalysators.

Was brauchen die jeweiligen Seiten auf dem Marktplatz, was bieten sie alles an?
Die Freiwilligen-Gruppen brauchen zum Beispiel Möbel und Büromaterial oder Hilfe beim Transport von Gütern oder beim Drucken von Flyern, Beratung in der Buchhaltung oder in der Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit. Alles Dinge und Dienstleistungen, die Firmen erbringen können. Dafür bieten die Freiwilligen-Gruppen etwa an, Konzerte oder Feste in den Firmen zu organisieren, für sie Visitenkarten zu gestalten oder ihnen in Referaten ihre Kenntnisse über Gewaltprävention bei Jugendlichen zu vermitteln.

Wie lief der erste Marktplatz?
Die erste Börse fand in Pleven statt, einer Stadt mit rund 70 000 Einwohnern. In der kurzen Zeit wurden vierzig Verträge an Ort und Stelle unterschrieben. Was als Premieren-Erfolg zu sehen ist. Der Wert der vereinbarten Leistungen liegt bei etwa 11 200 Leva, umgerechnet bei mehr als 5000 Euro. Schön war unter anderem auch: Ein lokales Unternehmen stellte einen Notar zur Verfügung, der all die Verträge geprüft und beglaubigt hat.

Wo liegen Defizite bei den Freiwilligen-Gruppen?
Viele sind sich noch nicht darüber bewusst, wie wichtig ihre Rolle für die einzelnen Kommunen und die ganze Gesellshaft ist. In Schulungen motivieren wir sie daher, in die Öffentlichkeit zu gehen, zu zeigen, was sie tun, und die Menschen persönlich anzusprechen. In Pleven gibt es etwa eine Catering-Firma, die am Marktplatz teilnahm und deren Verantwortliche erstaunt feststellten: „Nur ein paar Meter von uns entfernt, in derselben Straße, gibt es Menschen, die eine solch wichtige Arbeit machen, indem sie Kinder unterstützen – das wussten wir bisher nicht." Das alles ist ziemlich neu für Bulgarien. Es gibt Freiwilligen-Gruppen, die sich zunächst fragen, ob sie den Firmen überhaupt etwas anbieten können. Dann überlegen sie und am Ende haben sie eine ganze Liste mit Dingen, die sie anbieten können.

Sie arbeiten mit Freiwilligen seit vielen Jahren eng zusammen. Was motiviert Menschen in Bulgarien besonders, sich bürgerschaftlich zu engagieren?
Ich glaube, es ist der Wunsch, fast auch die Sehnsucht danach, Solidarität in dieser Gesellschaft mit aufzubauen, zu entwickeln, sie zu realisieren und zu leben. Also für andere

REGE "BÖRSENGESPRÄCHE" IN PLOVDIV.

da zu sein, deren Leben ein Stück leichter zu machen. Und es ist das Bewusstsein, dass Partizipation für jede Gesellschaft elementar wichtig ist.

Und was motiviert Sie persönlich?
Schon in den 90er Jahren habe ich als Beraterin der Regierung viele Einrichtungen besucht, die mit Kindern arbeiten, die es aus unterschiedlichen Gründen sehr schwer haben. Da erlebte ich immer wieder sehr emotionale Momente. Das hat mich und mein Denken geprägt. Jeder von uns hat sein Schicksal. Einige haben das Privileg, eine gute Ausbildung, eine intakte Familie und damit ein gutes Leben zu haben. Ich gehöre dazu. Daraus ergibt sich, wie ich denke, die moralische Verpflichtung, andere zu unterstützen, die dieses Privileg eines guten Lebens nicht haben, ohne etwas dafür zu können – weil sie ein anderes, schweres Schicksal haben. Oft erinnere ich mich an eine Frau, die in den 90er Jahren einer der ersten nichtstaatlichen Organisationen gegründet hat und dort ehrenamtlich wirkte, Donke Poprikowo heißt sie, zusammen mit anderen engagierten Frauen kochte sie in Sofia für die ganz Armen. Und sie sagte immer: „Unsere Aufgabe ist es nicht nur den Menschen zu helfen, sondern der Entzünder zu sein, also sie dazu zu entflammen, selbst aktiv zu werden."

NACH ZWEI STUNDEN WERDEN DIE VERTRÄGE AUFGESETZT.

Was bedeutet bürgerschaftliches Engagement für das Zusammenwachsen von Europa?
Das vereinte Europa sollte primär ein Europa der vereinten Bürgerinnen und Bürger sein. Wenn sie auch in unterschiedlichen Nationalstaaten leben: Meist haben sie dieselben Geschichten, Erfahrungen, Gefühle, Träume, häufig ähnelt sich ihr alltägliches Leben. Menschen, die sich bürgerschaftlich engagieren und sich aktiv an der Gestaltung und Verbesserung gesellschaftlicher Zustände beteiligen, bilden in ganz wesentlicher Weise das Gesicht Europas.

mpetkova@tulipfoundation.net
www.tulipfoundation.net

DREHT DER WIND?

TEXT: RAINER NÜBEL / FOTOS: MARIO WEZEL

GRIECHENLAND WIRD FAST NUR ALS ABGEBRANNTES EUROLAND WAHRGENOMMEN. DOCH ES GIBT AUCH DAS ANDERE HELLAS: JUNGE FREIWILLIGE BETREUEN FLÜCHTLINGS-FAMILIEN – UND BAUEN, GANZ UNTEN, EINE NEUE GEMEINSCHAFT AUF.

KÜSTENSTADT THESSALONIKI: DIE KRISE ZEIGT SICH AUF DEN ZWEITEN BLICK.

Eigentlich sollte Ioanna Petritsi zu Hause am Schreibtisch sitzen und dringend eine Abendschicht einlegen. Die griechische Lehramtsstudentin mit den langen schwarzen Haaren und dem Nasenpiercing studiert im sechsten Semester, eine Seminararbeit steht an. „Die muss warten", sagt die 21-Jährige, als sie sich auf der Strandpromenade von Thessaloniki durch die Menschenmasse zwängt. Neben ihr halten Bürger Transparente in die Luft: „Über unsere Zukunft entscheiden wir", steht darauf. Und: „Solidarität!" Aus der dichten Menge treten immer wieder Leute hervor und gehen an ein Mikrofon. „Es reicht nicht aus, nur ein Ventil für unsere Empörung zu suchen", ruft eine Frau, „jeder sollte nachdenken, was er selbst tun kann." Sie schlägt vor, Bürgergruppen zu bilden, die in den einzelnen Stadtbezirken mehr Verantwortung übernehmen. Ioanna nickt heftig. „Es bewegt sich was, das habe ich hier noch nicht erlebt."

Die Bewegung entstand über Nacht, wie aus dem Nichts. Zuerst waren es die Akademiker von Thessaloniki, die sich am Weißen Turm an der Strandpromenade zu treffen begannen. Dann strömten, Abend für Abend, immer mehr Bürger zum his-

AUFBRUCH DER POLIS: REDEN UND ZUHÖREN AN DER STRANDPROMENADE.

torischen Wahrzeichen der Stadt, um über die extreme Schieflage und die Zukunft ihres Landes zu sprechen. Und um eine neue Form direkter Demokratie und Gemeinschaft zu üben. Die Polis bricht auf.

An diesem Frühsommerabend sind es 3000 Bürger, die das neue Ritual zelebrieren, bis tief in die Nacht: Reden, seine Meinung sagen, argumentieren – und zuhören, jeden einzelnen Bürger sprechen lassen und ihm konzentriert lauschen. Es gibt keine verbalen Einheizer, keine Galionsfiguren oder Profirhetoren. Und Politiker oder Gewerkschafter schon gar nicht. Die Berufsargumentierer sind hier ausdrücklich ausgeladen. Zu groß ist das Misstrauen der Bürger, zu groß der Wunsch und Wille, selbst etwas zu tun. Jeder Bürger, der öffentlich sprechen will, trägt sich in eine Liste ein und achtet selbst darauf, dass sein Vortrag nicht zu lang ausfällt. Jeder wird ernst genommen, keiner belächelt, wenn die nervöse Stimme stockt oder sich überschlägt. Ioanna kommt inzwischen jeden Abend hierher. „Ich habe mich in die Rednerliste eingetragen, aber die ist inzwischen so lang, dass es Tage dauern wird, bis ich dran

ΚΕΝΤΡΟ ΥΠΟΔΟΧΗΣ ΠΡΟΣΦΥΓΩΝ
&
ΑΙΤΟΥΝΤΩΝ ΑΣΥΛΟ
ΘΕΣΣΑΛΟΝΙΚΗΣ
ΜΕ ΤΗΝ ΥΠΟΣΤΗΡΙΞΗ ΤΗΣ
ΕΥΡΩΠΑΪΚΗΣ ΕΝΩΣΗΣ
&
ΥΠΟΥΡΓΕΙΟΥ ΥΓΕΙΑΣ
Κ. ΚΟΙΝΩΝΙΚΗΣ ΑΛΛΗΛΕΓΓΥΗΣ

komme." Lächelnd zuckt sie mit den Schultern. „So lange warte ich eben." Während sie den Rede-Marathon verfolgt, tanzen junge Paare nebenan Tango.

Am nächsten Morgen lässt die Lehramtsstudentin das Institut für Erziehungswissenschaften links liegen und geht durch die Straßen von Thessaloniki. „Mein Professor weiß, warum ich heute nicht komme, er findet es okay." Dichter Verkehr wälzt sich durch die Millionenstadt, Cafés und Restaurants sind gut besetzt. Lauer Wind, der vom Meer her weht, dämpft ein wenig die Schwüle. Im Park nahe der historischen Stadtmauer sitzen alte Männer im Schatten der Platanen und spielen Karten.

Alltag in der nordgriechischen Metropole. Erst auf den zweiten Blick sieht man ihr an, dass auch sie mit der Agonie kämpft: leere Schaufenster von Läden und Geschäften, die jetzt wie Zahnlücken im Bild der Innenstadt klaffen. Oder Frauen und Männer, die verstohlen in Mülleimern kramen. Die Arbeitslosigkeit wächst. Da wirkt das monumentale Reiterdenkmal von Alexander dem Großen an der Standpromenade fast wie ein surreales Relikt. „Der Staat hat versagt, auf der ganzen Linie, und alle müssen es ausbaden", sagt Ioanna.

Ihr Weg führt sie in eine kleine Nebenstraße. Vor einem alten vierstöckigen Haus stehen schwarz gewandete Frauen mit ihren Kindern. Über der verwitterten blassblauen Tür hängt ein Schild, darauf das Emblem der Europäischen Union. Auch das ist nur noch ein Relikt. Im dunklen Treppenhaus riecht es muffig, an den Wänden blättert die lila Farbe ab, Elektrokabel hängen aus löchrigem Putz. Immer wieder öffnen sich Türen, Männer treten heraus, die meisten dunkelhäutig, einige mit scheuem Blick, manche mit leeren Augen. Rasch ziehen sie die Tür hinter sich zu.

In diesem zerfallenen Haus leben Menschen, deren Schicksal und Zukunft schon brüchig waren, bevor Griechenland in Depression verfiel. Flüchtlingsfamilien aus Kriegs- und Krisenregionen: Afghanistan, Palästina, Irak, Nordostafrika. Eigentlich gibt es sie gar nicht, der Staat erkennt sie nicht an, sperrt sie in Lager, sobald sie das Land betreten haben, über die türkisch-griechische Grenze oder die Inseln.

IOANNA PETRISI HILFT EINEM JUNGEN IM TRISTEN FLÜCHTLINGSHEIM.

Hier, ganz unten, arbeitet Ioanna, freiwillig und zum Nulltarif, seit eineinhalb Jahren, als das Athener Gesundheitsministerium von einem Tag auf den anderen das einzige Flüchtlingsheim in Nordgriechenland geschlossen hatte. Bis dahin war es von einer Nichtregierungsorganisation geführt worden. Und bis dahin waren Gelder der EU in die Einrichtung geflossen. „Als ich von der Schließung erfuhr, wollte ich mithelfen, dass das Flüchtlingsheim weiter existieren konnte", erzählt Ioanna. „Ich bot zunächst Griechisch-Unterricht für die Kinder an – dann blieb ich hier." Sie fährt sich durch die schwarzen Haare. „Es war für mich eine Herausforderung. Wir wussten, dass wir schnell was machen und Verantwortung tragen müssen." Ihre Stimme wird energischer. „Es war eine Sache der Gemeinschaft." Seitdem kommt sie jeden Tag hierher.

„Wir", damit meint sie die 50 jungen Menschen, die sich inzwischen wie sie im Flüchtlingsheim engagieren. Und gleichzeitig die rund 60 Flüchtlinge, die hier leben. Gemeinsam haben sie etwas Neues geschaffen: ein Flüchtlingsheim in Selbstverwaltung.

JUNGES ENGAGEMENT: DIE FREIWILLIGEN: IOANNA, EFFI, PARIS UND TIMOS IM GESPRÄCH.

Wie hält man eine solche Einrichtung am Leben, ohne jegliche finanzielle Unterstützung? Allein der Strom kostet monatlich 1000 Euro. „Wir gehen betteln", sagt Ioanna, „wir gehen zu Supermärkten und betteln um Nahrungsmittel für die Flüchtlinge, wir gehen zu Vereinen und bitten sie um Geld. Oder wir sammeln Sachen zusammen und verkaufen sie auf Flohmärkten." Die angehende Lehrerin ist für den Finanzsektor zuständig. Es herrscht eine kreative Arbeitsteilung bei den jungen Freiwilligen, die sich im improvisierten Besprechungszimmer treffen.

Paris, 23, Brille, Dreitagesbart, ist der Mann fürs Praktische. Der studierte Techniker, der bei der Luftwaffe arbeitet, repariert Schäden aller Art. Im Moment grübelt er, wie man das Haus mit warmem Wasser versorgen kann. Es gibt kein Heizöl mehr, zu teuer. Am Liebsten würde er den ganzen Staat reparieren. „Er hält die Flüchtlinge quasi gefangen. Die ganze Welt steht auf dem Kopf, ich möchte mithelfen, sie wieder auf die Beine zu stellen." Effi, 29, Sozialpädagogin, arbeitet schon seit einigen Jahren mit Flüchtlingen. „Ich bin das Mädchen für alles", sagt sie und zeigt mit ern-

FLÜCHTLINGE UND IHRE BETREUER BESPRECHEN NEUE PROJEKTE.

ster Miene auf die Frauen, die das Besprechungszimmer betreten: „Viele sind durch die Flucht traumatisiert, sorgen sich um die Zukunft ihrer Kinder. Immer wieder werden sie krank, manche leiden an Angstattacken oder epileptischen Anfällen." Timos, 31, ist Betriebswirtschaftler, vor allem aber ein klasse Clown, der die Kinder zum Lachen bringen kann. Was in diesem Haus nicht immer gelingt. „Es ist schwierig, ihnen das gemeinsame Spiel beizubringen. Sie kämpfen gerne gegeneinander, sind sehr lebendig und voller Energie, die irgendwie raus muss."

Besprechung im selbst verwalteten Flüchtlingsheim. Zuerst sind die Männer gekommen, sie setzen sich auf die wackligen Stühle, ihre Frauen folgen nach, nehmen am Rand Platz, setzen ihre Kinder auf ihren Schoß. Es geht um ein neues Projekt, das bei der letzten Montagsversammlung beschlossen wurde: „Die Schöpfer des Heimes" – Flüchtlinge kochen für soziale Einrichtungen der Stadt, die geben ihnen dafür etwas Geld. Auch Yusuf wird den Schopflöffel schwingen. „Ich koche mit, um danach für meine Kinder etwas kaufen zu können", sagt der 48-jährige Mann, der vor vier Jahren aus Afghanistan geflüchtet war, „mit zwei Frauen und drei Mäd-

HARTE REALITÄTEN.

YUSUF HOFFT AUF DEN WEG NACH VORNE.

chen." Das vierte Kind, zwei Jahre alt, ist hier geboren. „Sie hat offiziell keinen Namen, sie existiert nicht." Yusuf klingt verbittert. Früh schon habe er einen Asylantrag gestellt. „Doch keiner hat sich damit bisher beschäftigt." Die Anerkennungsquote tendiert in Griechenland sowieso gegen Null. Als der griechische Staat das Flüchtlingsheim geschlossen habe, sei ihnen gesagt worden, „wir haben euch nicht eingeladen."

Yusuf wünscht sich vor allem eines: einen festen Job. Damit er seine Familie selbst versorgen und ein normales Leben führen kann, draußen. „Ich suche nach Arbeit, aber es ist sehr schwierig, was zu bekommen." Vor kurzem habe er etwas gefunden, als Straßenkehrer. „Aber die sagten, du hast ja keine Papiere." Yusuf blickt auf den Boden. Dann sagt er: „Die jungen Menschen hier geben ihr eigenes Leben ein Stück weit auf, um für uns da zu sein. Dafür bin ich dankbar." Wie wird das Leben seiner Familie weitergehen? „Ich hänge in der Luft, bin abhängig vom Wind – ich hoffe, er treibt uns ins Gute."

Athanasios Mavrakis schüttelt den Kopf. „Wie der griechische Staat mit den Flüchtlingen umgeht, ist unmenschlich", sagt der 49-Jährige.

Mehr als 40 000 Flüchtlinge gebe es in Griechenland. Im Moment würden neue Lager gebaut. „Viele Familien betteln um Reis oder Windeln für ihre Kinder. Manche verhandeln mit den Kommunen, Zugang zu einer Müllhalde zu bekommen. Eine humanitäre Katastrophe." Athanasios ist Psychologe - und ein politischer Kopf. In Tübingen hat er studiert und promoviert, heute arbeitet er als Dozent an der Aristoteles-Universität von Thessaloniki, im Institut für Erziehungswissenschaft. „Das Schicksal dieser Flüchtlinge ist ein europäisches Problem," betont er, „die türkisch-griechische Grenze ist das einzige Loch, das noch offen ist." Daher müssten auch die anderen EU-Länder auf dieses brennende Problem schauen.

Griechenland habe keine Zivilgesellschaft, meint Athanasios. Der Konsumboom in den vergangenen zwei Jahrzehnten habe die Gesellschaft stark individualisiert. Jetzt kämpften viele gegen ihre Privatverschuldung. „Solidarität muss sich erst wieder aufbauen." Umso wichtiger sei daher die Arbeit der jungen Freiwilligen. Der Dozent unterstützt sie, koordiniert die Flüchtlingsbetreuung mit, versucht Türen zu öffnen. Den deutschen Konsul hat er schon durch das Flüchtlingsheim geführt. „Jetzt hoffe ich, dass sich die deutsche Gemeinde engagiert." Als Ioanna den Flüchtlingskindern über den Kopf streicht und mit ihnen zu spielen beginnt, schaut ihr Athanasios zu. „Du machst das gut. Und deine Seminararbeit wird rechtzeitig fertig sein, da bin ich mir sicher." Er ist ihr Prof.

Abends steht Ioanna wieder in der Menschenmenge am Weißen Turm. Hört zu, was die einzelnen Bürger sagen. Zum Desaster des griechischen Staates, vor allem aber zur neuen Gemeinschaft, die entstehen soll, von unten. Auf der Rednerliste steht sie immer noch ziemlich weit unten. Aber bald, in den nächsten Tagen, wird sie mitreden. Und auf das Schicksal der Flüchtlinge aufmerksam machen. Dass man sie unterstützen sollte. Sie hat ihre Rede schon im Kopf. Den Begriff „Volunteer" möge sie nicht, sagt sie. Das seien diejenigen, die das machen, was der Staat nicht mehr mache. „Wir wollen aber, dass der Staat aufwacht!" Es klingt energisch, fast trotzig: „Ich bin kein Volunteer – sondern politisch."

Die griechische Studentin stellt sich in den kühlen Wind, der vom Meer her weht, streicht sich durch die verstrubbelten Haare. Sie hofft, dass er sich dreht.

marvakis@eled.auth.gr

DER RETTER VOM OLYMP

TEXT: RAINER NÜBEL / FOTO: MARIO WEZEL

ALEXANDROS LIAMOS IST EIN MARKANTES GESICHT DER FREIWILLIGENARBEIT IN EUROPA: DER LEITER DER GRIECHISCHEN RETTUNGSMANNSCHAFT HILFT MENSCHEN IN SEINEM HEIMATLAND AUS NOTLAGEN UND IST AUCH WELTWEIT IM KATASTROPHENEINSATZ.

Wer am griechischen Mythosberg jeden Stein kennt, dürfte auf die Frage gefasst sein. Leben auf dem Olymp immer noch die zwölf Götter? Alexandros Liamos, ein Schrank von Mann, stapft auf einem schmalen Weg, der zum fast 3000 Meter hohen Massiv führt, und lächelt. „Viele glauben bis heute daran." Er beginnt sie aufzuzählen: „Zeus, Apollon, Poseidon, Aphrodite..." Dann zeigt der 39-jährige Grieche nach oben, auf die grauen Steintürme, die sich mächtig aus dem satten Grün erheben. „Von einer Berghütte aus sieht man das Gesicht von Zeus", sagt er augenzwinkernd – „ein Fels sieht so aus."

Vielleicht braucht Alex, wie ihn jeder nennt, mitunter die Hilfe der alten Götter. Denn die Freiwilligenarbeit, die der breitschutrige Mann mit den freundlichen Augen macht, hat viel mit Schicksal zu tun, dem oft schmalen Grat zwischen Leben und Tod. Alex ist der Leiter der griechischen Rettungsmannschaft. Geraten Menschen irgendwo in Gefahr, an Land, am Berg oder im Wasser, rückt er mit seinem Team aus. Im Dentallabor in Thessaloniki, wo der Zahntechniker arbeitet, bleibt dann alles liegen.

Wie Alex engagieren sich alle 2500 Griechen, die in ihrem Land anderen Menschen aus Notlagen helfen, ehrenamtlich. Manchmal, so erzählt er, müssen sie sogar das Benzin für die Fahrt an den Einsatzort aus der eigenen Tasche bezahlen. Die nichtstaatliche Organisation der Retter finanziert sich allein durch Mitgliederbeiträge, Spenden und ihren Kalenderverkauf. Der passionierte Bergsteiger und Funkamateur ist seit 1998 dabei. „Ich hatte schon immer den Antrieb, anderen zu helfen", erzählt Alex. Sein Credo: „Wenn man nicht selbst etwas macht, wird es nichts." Er schmunzelt: „Vielleicht bin ich gerade darin ein halber Deutscher." Seine Mutter ist Düsseldorferin. Bis er fünf Jahre alt war, lebte er in der Rheinstadt, deren Dialekt bis heute durchschlägt, wenn er Deutsch spricht.

In den Sommermonaten, wenn am Wochenende bis zu 800 Menschen den griechischen Berg der Berge erklimmen, sind Alex und seine Kollegen häufig im Einsatz. Steinschlag, extreme Wetterumschwünge, auf die Wanderer nicht vorbereitet sind, Fehltritte auf den letzten 200 Höhenmetern zum Gipfel, Abstürze an der großen Kletterwand . Bis zu 50 Mal müssen die Bergretter am Olymp jährlich ausrücken. Nicht immer geht es glimpflich ab. „Vor einem Jahr verunglückte ein junger Bergsteiger aus England", erzählt Alex.

„Er war erst zweiundzwanzig. Wir waren mit ihm auf dem Weg nach unten, wo der Krankenwagen wartete. Nur noch eine halbe Stunde hätten wir gebraucht, da starb er."

Die Stimme des Bergretters wird noch leiser, fast brüchig. „Einmal traf es auch einen von uns. Es war an einem Tag im Februar 2006, am späten Nachmittag, als die Nachricht kam, dass er abgestürzt sei. Eine Stunde später war es dunkel, wir stiegen noch zu einer Hütte auf. Die ganze Nacht klingelte mein Telefon: Seine Mutter fragte, ob wir ihn gefunden hätten. Es war die schlimmste Nacht in meinem Leben. Am nächsten Tag fanden wir ihn, in einer Schlucht. Tot."

Verliert man in solchen Situationen den Glauben? Alex denkt lange nach, dann schüttelt er den Kopf. „Man soll an Gott nicht zweifeln. Ich glaube immer: Was kommt, soll so sein." Drastische Schicksale, die hat Alex schon häufig erlebt. Nicht nur am Olymp, sondern auch an weltweiten Schauplätzen von Katastrophen: nach Erdbeben in Pakistan und im Iran, nach dem Tsunami 2004 in Asien, nach dem Erdbeben in Haiti im Jahr 2010. Kommt von einem Land die Bitte um Hilfe, dauert es kaum zwei Stunden, bis das 25-köpfige Einsatzteam abflugbereit ist. Ein Einsatz nach dem atomaren GAU von Fukushima wäre zu gefährlich, damit nicht zu verantworten gewesen. „Als wir die ersten Fernsehbilder von dort sahen, war uns das klar." Seit 2004 leitet Alex die griechische Rettungsmannschaft. In Thessaloniki befindet sich ihr Zentrum. Zelte, Schlafsäcke, Generatoren und Funkgeräte stapeln sich dort in einem Lager. Und Proviant für sieben Tage.

Einmal, als er nach dem Tsunami in Asien all die Verwüstungen und das menschliche Leid sah, verschlug es dem Retter vom Olymp buchstäblich die Sprache. „Plötzlich konnte ich nicht mehr sprechen, mehrere Minuten lang." Alex greift sich an die Stirn: „Beim Einsatz funktioniert man. Wie grauenhaft solche Massenkatastrophen sind, realisiert man meist erst hinterher."

hrt.alex@gmail.com

DIE ANDERE ARBEIT

TEXT: EVA WOLFANGEL / FOTOS: RAINER KWIOTEK

FÜHRENDE SOZIOLOGEN FORDERN EINE NEUDEFINITION DER ARBEIT. WEIL ES NIE GENUG BEZAHLTE ARBEIT FÜR ALLE GEBEN WIRD, WÄCHST DIE BEDEUTUNG GEMEINNÜTZIGER ARBEIT. IST DAS EHRENAMT DIE ARBEIT DER ZUKUNFT? IN NÜRTINGEN, DEM DEUTSCHEN ZENTRUM DES BÜRGERSCHAFTLICHEN ENGAGEMENTS, IST SCHON HEUTE FAST DIE HÄLFTE DER EINWOHNER EHRENAMTLICH AKTIV – FREILICH TEILWEISE NEBEN DEM JOB.

DIE MITARBEITER IM TAFELLADEN SORTIEREN DIE WAREN. DRAUSSEN WARTEN SCHON DIE ERSTEN KUNDEN.

Von hinten zeigen die Discounter ihre hässliche Seite. Hier, abseits der Schaufenster und der bunten Plakate mit Sonderangeboten, zwischen den stinkenden Müllcontainern, dem großen Rolltor und der Rampe für die Anlieferung, hier zwischen dem kalten, grauen Beton wirkt Jürgen Höfle mit seiner roten Arbeitsjacke wie eine bunte Ladung Leben, das hier nicht hingehört. Der kleine drahtige Mann schwingt mit der Tür aus dem Lieferwagen mit der Aufschrift „Nürtinger Tafel". Der größte Transporter des Tafelladens sieht hier winzig aus.

So fremd Jürgen Höfle hier wirkt, so sehr ist das sein Platz. Zusammen mit seinem Kollegen, dem Rentner Adolf Weiss, dreht der 55-jährige Arbeitslose jeden Mittwoch früh eine Runde mit dem Lieferwagen übers Land der Orte, die auf -ingen enden zwischen Stuttgart und der Schwäbischen Alb. Nürtingen, Oberbohingen, Wendlingen – die Discounter sehen überall gleich aus. Während Weiss stets durch den Haupteingang hineingeht, steuert Höfle den Lieferwagen ans hintere Ende des Gebäudes und wartet, bis der Kollege mit einem Verkäufer das Rolltor von innen öffnet. Dann sortieren sie aus, was die Discounter bereits aussortiert

LOHNENDER STOPP: ADOLF WEISS UND JÜRGEN HÖFLE LADEN GEMÜSE UND SALATE VOM DISCOUNTER EIN.

haben, um es später für wenige Cent an jene zu verkaufen, für die selbst der Discounter zu teuer ist: Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Rentner. Eine Kiste Äpfel mit braunen Stellen, ein paar welke Salatköpfe, ein Päckchen eingeschweißte Kiwis, Lauch mit trockenen Rändern, Karotten mit schlaffem Grün. Eine Kiwi ist geschimmelt, Höfle wirft sie in die Tonne mit der Aufschrift "ReFood". Ein allzu brauner Salatkopf fliegt hinterher. Den Rest sortieren die beiden Männer in Plastikkisten, laden sie in den Lieferwagen und schwingen sich zurück ins Fahrerhaus.

Wer stellt sich freiwillig in der Kälte in die stinkenden Hinterhöfe der Discounter? Keinen Cent bekommen Weiss und Höfle für diese Arbeit. Was gibt sie ihnen? Adolf Weiss reibt sich die klammen Hände und zuckt mit den Schultern. „Meine Frau spendet Geld an die großen Organisationen", sagt er schnaufend. „Davon halte ich nichts, wer weiß, wo es landet." Seit der 71jährige Maschinenschlosser in Rente ist, spendet er lieber seine Arbeitskraft. Er ist das Schaffen gewöhnt, für einen wie ihn wäre es seltsam, mit 65 Jahren die Hände in den Schoß zu legen. Auch Höfle ist so ein Schaffer und mit 55 ohnehin noch weit von der Rente entfernt.

Das
Wissensmagazin

Seit Jahren versucht er, einen Job zu finden. Manchmal jobbt er ein paar Monate als Fahrer. Zwischendrin arbeitet er ehrenamtlich. „Das lohnt sich für mich, ich habe zum Beispiel im Tafelladen viele nette Leute kennen gelernt." Arbeit lohnt sich jenseits vom Geld. Das entdecken immer mehr Bürger. Sei es Selbstbestätigung, das Gefühl etwas Sinnvolles zu tun oder die Suche nach sozialen Kontakten: 49 Prozent der Nürtinger Bürger engagieren sich nach Rechnungen des Rathauses ehrenamtlich. Bundesweit liegen die Zahlen bei 36 Prozent, in Baden-Württemberg bei 41 Prozent. Nürtingen wurde 2009 mit dem Deutschen Engagementpreis ausgezeichnet. Es ist die Hauptstadt des Ehrenamtes.

Im Nürtinger Bürgertreff spricht man lieber vom „bürgerschaftlichen Engagement". „Wir machen mehr als ein bisschen Ehrenamt", sagt Hannes Wezel, der Leiter des Bürgertreffs, „in den vergangenen 20 Jahren hat sich eine neue soziale Kultur entwickelt." Eigens für Ehrenamtliche wurde der Treffpunkt vor 20 Jahren im Rathaus eingerichtet. Das Signal ist eindeutig: Ihr seid uns wichtig. Während sich Selbsthilfegruppen in anderen Städten in Kneipen-Hinterzimmern treffen müssen, gibt es in Nürtingen einen repräsentativen Treffpunkt mit einem Café, das von behinderten Menschen geführt wird. Sie fallen aus dem Arbeitmarkt heraus, ebenso wie Langzeitarbeitslose, Frührentner, die wegen einer Krankheit dem modernen schnellen Arbeitsleben nicht mehr standhalten können, und Mütter, die wegen der Kindererziehung weniger flexibel und demit weniger attraktiv für Arbeitgeber sind.

Der Soziologe Ulrich Beck geht davon aus, dass es trotz des derzeitigen Aufschwungs für eine wachsende Zahl an Menschen auch künftig keine Arbeit geben wird. Er fordert eine Neudefinition der Arbeit und ein Grundeinkommen, das zivilgesellschaftliche Arbeit ermöglicht. Becks amerikanischer Kollege Jeremy Rifkin prognostiziert, dass bis 2020 weltweit nur noch ein Sechstel der heutigen Arbeitsplätze in der Produktion vorhanden sein werden. Was machen die Übriggebliebenen? Wir definieren uns über unsere Arbeit. Arbeitslose haben nicht nur ein finanzielles, sondern häufig auch ein psychisches Problem: Was zähle ich ohne Arbeit?

Vielleicht ist es das, was Höfle antreibt. Auch er stand eines Tages vor der Tür des Bürgertreffs. Er war mal wieder arbeitslos. Wer Höfles Geschichte hört, fragt sich manchmal, woher er seinen Lebensmut und seine Energie nimmt. „Mein Leben ist

JÜRGEN HÖFLE VERMITTELT WEIHNACHTSWÜNSCHE MITTELLOSER KINDER AN NÜRTINGER BÜRGER.

eine Achterbahn", lautet seine Bilanz von 55 Jahren. Immer wenn es steil bergauf ging, folgte der tiefe Fall. Als Kind ein Musterschüler, um den sich die Eltern nicht kümmern mussten. Das war gut so, denn sie brauchten ihre Energie für den Bruder, das Problemkind, wie Höfle sagt. Er selbst wuchs beinahe unbemerkt nebenher auf. „Zu wenig Liebe ist ein Grundstein für die Sucht", sagt er. Mit 25 fing er an zu trinken. Seine erste Stelle als Textilmaschinenmechaniker verlor er noch wegen der Globalisierung. Die Bettwäsche, die er in den siebziger Jahren in Wendlingen webte, wird heute in Asien hergestellt.
Die meisten der folgenden Jobs verlor er wegen dem Alkohol. Als er nach dem ersten Entzug eine neue Stelle hatte, öffnete er mit seiner Frau eine Sektflasche. Eine Ausnahme. Man wird ja wohl mal feiern dürfen. Der Rückfall folgte auf den Fuß. Ebenso die Kündigung zum Ende der Probezeit, die er zur Weihnachtsfeier überreicht bekam. Heute kennt er viele Kliniken von innen, nach einigen Kuren ist er trocken - endgültig: „Man muss ganz unten sein, um einzusehen, dass man Hilfe braucht", bilanziert er. Dabei will er nun anderen helfen. Mit den Jobs läuft es aber noch immer nicht rund.

HANNES WEZEL UND SEINE KOLLEGEN ORGANISIEREN DIE ARBEIT IM BÜRGERTREFF:

Immerhin: Nach jeder Kündigung kommt der Lichtblick: „Hannes hat mich immer im Auge", sagt Höfle über den Leiter des Bürgertreffs, „als ich mal wieder arbeitslos war, fragte er mich, ob der Tafelladen nicht etwas für mich wäre." Davor hatte er jahrelang eine Selbsthilfegruppe für Alkoholkranke geleitet. Privat betreut er obendrein vier Betroffene. Wenn's im Tafelladen mal eng wird, springt er ein, sammelt Weihnachtsgeschenke für bedürftige Kinder, fährt Sondertouren für Lebensmittel und organisiert den Betriebsausflug der Mitarbeiter im Tafelladen.

Hannes Wezel hat den Bürgertreff einst mit aufgebaut und kennt das Nürtinger Geheimrezept: „Engagement gehört begleitet, betreut und wertgeschätzt." Sechs Mitarbeiter kümmern sich um die Engagierten, bieten Fortbildungen und neue Ideen an. „Wir wollen den Leuten das Gefühl geben, dass sie gefragt werden und mitgestalten können." Genau das ist ein Hauptmotor vieler Ehrenamtlicher, wie die bundesweite Studie Freiwilligensurvey 1999 - 2009 im Auftrag der Bundesregierung ergab. Die Ehrenamtlichen wollen die Gesellschaft mitgestalten, dazu kommt das Bedürfnis nach sozialer Einbindung. Auch wenn nach wie vor mehrheitlich

berufstätige Bildungsbürger engagiert sind, wachsen andere Gruppen wie Arbeitslose, Rentner und Migranten. Diesen Trend will Wezel unterstützen: „Man muss sich Ehrenamt leisten können", sagt er. Deshalb bekommen manche Engagierte ihr Fahrgeld erstattet oder eine kleine Aufwandsentschädigung. „Wir wollen nicht in der bürgerlichen Mitte bleiben, Engagement lohnt sich für jeden."

Um die bürgerliche Mitte geht es in anderen Gemeinden schon lange nicht mehr. Während im Kreis Esslingen, zu dem Nürtingen gehört, die Arbeitslosenquote bei lediglich 4,2 Prozent liegt, überlegen Kommunen im Osten, inwiefern Bürgerarbeit eine Lösung für die hohe Arbeitslosigkeit sein könnte: Eine neue Form des Ehrenamts, das sozial anerkannt und außerdem bezahlt wird. Nach dem Erfolg eines entsprechenden Projektes in zwei Kommunen in Sachsen-Anhalt 2009 startet das Bundesarbeitsministerium 2011 ein bundesweites Modellprojekt mit mehr als 30 000 sogenannten Bürgerarbeitsplätzen für Arbeitslose. Die Arbeit muss gemeinnützig sein und darf keine regulären Jobs verdrängen, die Bürgerarbeiter sind sozialversichert und werden bezahlt. Eine neue Form der Arbeit der Zukunft.

Auch der Nürtinger Jügen Höfle hätte gerne mal wieder eine richtige, eine bezahlte Arbeit. Aber mit 55 und seiner Geschichte ist das schwer. Wenn er sich bewirbt, hört er Dinge wie „Wir müssen aufpassen, dass nicht zu viele gleichzeitig unser Unternehmen verlassen." Im Klartext: zu alt. Weil seine Frau als Bankkauffrau zu viel verdient, bekommt er kein Geld vom Arbeitsamt und auch keine Unterstützung bei der Jobsuche. „Wenn es mal freie Stellen gibt, werden die mit Zeitarbeitern belegt, oder mit Ein-Euro-Jobbern", sagt er.

Ist das die Zukunft der Arbeit? Diese Frage bekommt auch das Stadtoberhaupt der Ehrenamtsmetropole Nürtingen, Oberbürgermeister Otmar Heirich (SPD), oft gestellt. „Das bürgerschaftliche Engagement wird weiter wachsen", sagt er. Auch bundesweit sieht er diesen Trend, ohne den die Kommunen seiner Meinung nach künftig auch nicht auskommen werden: „Die älter werdende Gesellschaft und die wachsenden Herausforderungen der Integration lassen neue Aufgaben entstehen, die der Staat nicht auf Dauer wird lösen können." Wichtig sei aber, genau zu trennen zwischen bezahlten Jobs und ehrenamtlichen Aufgaben. Beides müsse sich ergänzen: „Das Ehrenamt verdrängt keine Stellen." In Nürtingen hat man damit gute Erfahrungen gemacht.

DAS BÜRGERSCHAFTLICHE ENGAGEMENT WIRD WEITER WACHSEN", PROGNOSTIZIERT DER NÜRTINGER OBERBÜRGERMEISTER OTMAR HEIRICH.

LOTTO
BLANCO

„DAUMEN HOCH": EGON WALDSTETT ZEIGT ÜBUNGEN FÜR SCHLAGANFALL-BETROFFENE.

Die Ehrenamtlichen arbeiten eng mit Fachkräften zusammen - ohne Neid auf deren Bezahlung. „Sie können Probleme weitergeben und sind darüber froh", so Heirich. Gerade im sozialen Bereich werde es künftig eng, wenn man nur auf bezahlte Kräfte setze. Sei es die Betreuung von älteren Bürgern oder Sprachkurse im Kindergarten: „Die Fachkräfte werden immer mehr auf die Unterstützung Ehrenamtlicher angewiesen sein."

Egon Waldstett hat das am eigenen Leib erfahren. Als der Nürtinger Spätaussiedler vor sieben Jahren eines Morgens aufwachte und nicht mehr sprechen konnte, ahnte er nicht, dass hinterher nichts mehr wie vorher sein würde. Schlaganfall mit 48 Jahren. Er hatte viel Glück: einen Arzt zum Nachbarn, ein nahes Krankenhaus, eine erfolgreiche Reha. Wer ihn heute trifft, merkt ihm seine Krankheit nicht an. „Das gleiche Problem haben die Depressiven", sagt er, „die Leute glauben einem nicht, dass man krank ist, weil man es nicht sieht." Seine Arbeit als Konstrukteur konnte er trotzdem nicht wieder aufnehmen. Es ging alles zu schnell. Wer mit Feinmotorik-Problemen kämpft, ist nicht produktiv genug für das moderne Arbeitsleben. Waldstett war zu dieser Zeit sehr mit sich selbst beschäftigt. Dass seine Ehe zu scheitern drohte, merkte er nicht. „Man hat so viele Fragen, und die Ärzte sagen immer nur: keine Zeit." Das hat ihm irgendwann gereicht.

Er fragte im Bürgertreff nach einer Selbsthilfegruppe für Schlaganfall-Betroffene. Es gab keine. Früher wäre er nach Hause gegangen und hätte sich damit zufrieden gegeben. Aber Egon Waldstett hatte ohnehin ein neues Leben angefangen und viel zu viel Energie, um mit 48 Jahren die Hände in den Schoß zu legen. Also gründete er eine Selbsthilfegruppe. Und als ihm seine Frau von ihrer Beinahe-Trennung erzählte, gründete er gleich noch eine Gruppe für Angehörige dazu. „Denn die haben wirklich überhaupt niemand, der ihre Fragen beantwortet." Seither ist Waldstett ein gefragter Mann, der bundesweit zu Vorträgen eingeladen wird.

Er ist ein fröhlicher rundlicher Mann mit grauen Haaren und einer Halbglatze. Wenn er redet, werden seine Wangen rot vor Eifer. Er lacht viel, und sein häufigster Satz lautet: „Es geht alles."

Das macht den Leuten Mut. So jemand hat ihm gefehlt, damals, in den dunklen Tagen voller Fragen. „Bis dahin war ich ein unauffälliger Mann", sagt er. Der Tag, an dem er seine Sprache verloren hat, hat sein Leben geändert. Heute hat er umso mehr zu sagen.

„Wenn Sie morgens aufstehen und Schmerzen haben, dann leben Sie noch", sagt Waldstett im Speisesaal eines Pflegeheims in Kirchheim/Teck. Die Zuhörer lachen. Es sind Angehörige und Besucher von Schlaganfall-Betroffenen. Sie haben Waldstett eingeladen, damit er ihnen Reha-Übungen zeigt. Die Kassen bezahlen 50 Stunden, erklärt er, manchmal gibts eine Verlängerung - „es geht alles." Danach ist Eigeninitiative angesagt. Waldstett zeigt Übungen mit Zeitungspapier und Joghurtbechern: „Man braucht keine besonderen Hilfsmittel, es geht alles." Am Ende

SPASS UND BEWEGUNGSSCHULUNG FÜR ANGEHÖRIGE VON SCHLAGANFALL-BETROFFENEN.

tanzt die ganze Gruppe mit Zeitungshüten auf dem Kopf durch den Raum, es sieht aus wie eine Faschingsveranstaltung, alle lachen.

Wenn das bürgerschaftliche Engagement die Arbeit der Zukunft ist, dann macht Waldstetts Geschichte Mut: Er hat sichtlich Spaß in seinem neuen Leben nach dem Schlaganfall. Seine neue, unbezahlte Arbeit passt zu ihm und sie gibt ihm die Gewissheit, etwas Gutes zu tun, anstatt mit Anfang 50 ausgemustert zu sein aus der Gesellschaft. In Nürtingen entdecken diese Sehnsucht zunehmend auch jene, deren bezahlte Arbeit ihnen nicht das Gefühl gibt, etwas Sinnvolles für die Gesellschaft zu tun. Sie kommen dann nach Feierabend zum Bürgertreff und fragen: Was kann ich tun? Hannes Wezel und seine Kollegen finden für jeden ein passendes Projekt.

Kurz vor Feierabend muss Jürgen Höfle einstecken. „Was fällt dir ein", herrscht ihn ein Mann mit tief in die Augen gezogener schwarzer Mütze auf der Laderampe eines Supermarktes an, „du kannst hier nicht einfach reinlatschen." Höfle kennt den Mann, geduzt hat er ihn aber noch nie. Er lässt sich an den Rand der Rampe verweisen wie ein ungezogener Schuljunge in die Ecke des Klassenzimmers. Den

NACH JEDER KÜNDIGUNG EIN LICHTBLICK: SEIN ENGAGEMENT HAT JÜRGEN HÖFLE MUT GEGEBEN.

Verweis erträgt er mit Gleichmut. Er weiß, wie sich die Kollegen im Tafelladen über die frischen Waren freuen werden, das lässt einiges vergessen. 15 Freiwillige werkeln an diesem Tag hinter den Kulissen, kleben Preisschilder - 15 Cent für eine Gurke, 20 Cent für ein Kilo Kartoffeln - und bereiten alles vor für die ersten Kunden, die bereits vor dem Laden anstehen. Als Höfle mit seiner Lieferung kommt, umarmen ihn manche der Kollegen, klopfen ihm auf die Schulter und scherzen, es ist ein bisschen wie eine große Familie.

In früheren Jobs hätte er sich solche Szenen wie auf der Laderampe nicht gefallen lassen. „Ich habe ein tiefes Gerechtigkeitsempfinden", sagt Höfle. Und er ist ein bisschen stur. Zwei Jobs verlor er, weil er seine Chefs vors Arbeitsgericht zitierte. Beide Male bekam er Recht: Er hätte mehr Lohn bekommen müssen, Bereitschaftsdienste hätten bezahlt werden müssen, Urlaub kann nicht einfach verfallen. Aber was hatte er davon? Er war wieder arbeitslos. In seiner ehrenamtlichen Arbeit kann er einstecken. Er weiß ja, wofür er es tut.

buergertreff@nuertingen.de

WIE SCHMETTER-LINGE

TEXT: RAINER NÜBEL / FOTO: MARIO WEZEL

BÜRGERSCHAFTLICHES ENGAGEMENT SCHREIBT IN EUROPA GANZ EIGENE GESCHICHTEN: WENN MENSCHEN AUFBRECHEN, GRENZEN ÜBERWINDEN UND MIT IHRER ARBEIT LÄNDER VERBINDEN – WIE BISTRA IVANOVA.

Vielleicht waren es ja die Schmetterlinge, die Bistra Ivanova endgültig aufbrechen ließen. Die junge Bulgarin hatte aus Papier ihre zarten Flügel geformt und ihnen verschiedene Farben gegeben. Damals, 2002, in Magdeburg, als sie von Sofia nach Deutschland gereist war, um an einem Kunstprojekt für Freiwillige teilzunehmen. „Die Vielfalt Europas" lautete das Thema. Zunächst hatte sie einen Baum gebastelt, aus Draht, und dann eben diese Schmetterlinge, aus kleinen Papierfetzen. Die Symbolik war ihr wichtig, bewegte sie, noch heute erinnert sie sich daran, wie sie ihre kleine Arbeit titelte: „Wir wachsen zusammen."

Vielleicht passt ja das Bild der Schmetterlinge besonders gut zu ihrer Geschichte. Bistra, 31, wache Augen, die gerne lachen, lange blonde Haare, erzählt sie impulsiv, wenn es sein muss, mit Händen und Füßen. Es ist eine Geschichte voller Bewegung, hin und her zwischen verschiedenen Welten. Mit einem Fixpunkt: Engagement - für andere, und um sich selbst weiter zu entwickeln, voranzubringen. „Die Idee, mich mit Leuten aus anderen Nationen auszutauschen, hat mich immer fasziniert", sagt sie.

Sofia ist ihre „alte" Heimat, dort wuchs sie auf, ging zur Schule. Und in der bulgarischen Hauptstadt studierte sie öffentliche Verwaltung, baute 2004 ihren Bachelor. Das Kunstprojekt in Magdeburg hatte die Studentin erstmals längere Zeit aus ihrer Heimat geführt. Und hinein in die Welt der Freiwilligenarbeit. Sie habe es gespürt damals, als sie mit 19 anderen jungen Menschen aus verschiedenen Ländern arbeitete: „Das ist meine Welt." Zurück in Bulgarien, stürzte sie sich in den Sommerferien ins nächste Ehrenamts-Projekt, wieder mit anderen Freiwilligen aus aller Herren Länder, Japan, Frankreich, Spanien, England, Italien, Deutschland. „Bulgaria Youth Alliance for Development" hieß das Programm, an dem sie teilnahm. Der Ort, an dem sie arbeitete, stand freilich für eine neue Realität. Eine harte Realität: das Waisenhaus in Plovdiv, einer Stadt nahe Sofia. Jetzt hatte Bistra, selbst noch jung, Kinder und Jugendliche zu betreuen, die ihre Eltern verloren hatten oder deren Familien so arm waren, dass sie zu Hause nicht mehr leben konnten. „Viele waren aggressiv, weil sie selbst Aggressivität erlebt hatten."

Früh aufstehen, den Kindern Frühstück machen, ihnen zeigen, wie man sich richtig die Hände wäscht, den Tag planen, Spiele und Ausflüge organisieren, alle immer im Blick haben und dabei oft auch noch für die anderen Freiwilligen übersetzen - sie war

Mädchen für alles. Dennoch schwärmt Bistra noch heute: „Es war toll, Verantwortung zu tragen." Doch die junge Frau geriet auch an ihre Grenzen. Beim nächsten Sommercamp, im Jahr 2007, wieder im Waisenhaus von Plovdiv, diesmal von einer kanadischen Einrichtung organisiert. Zwei Monate lang lebte sie erneut mitten in der harten Realität gekränkter oder verlassener Kinder, wurde mit Beschimpfungen konfrontiert, Prügeleien, krassen Emotionen. „Einmal hauten drei ältere Jungs auf einen jüngeren ein", erzählt Bistra, „ich versuchte ihn zu schützen. Nach dem Vorfall hatte sich bei ihm selbst so viel Aggressivität angestaut, dass er mit der Faust eine Glastüre durchschlug. Als er aus dem Krankenhaus zurückkam, war er auf meiner Seite."

Nach dem Camp ging sie ans Meer, wollte sich erholen. „Plötzlich merkte ich, dass ich nicht mehr lachen konnte. Ich war Teil der Waisenhaus-Welt geworden, hielt den Bruch zu meinem Leben und Alltag nicht aus. Es war zu viel."

Zu diesem Zeitpunkt war Bistra schon eine europäische Grenzwanderin. Und Deutschland ihre neue, zweite Heimat geworden. 2005 hatte sie in Berlin ihr Masterstudium aufgenommen: Internationale Beziehungen. Zwei Jahre später war sie fertig. Und sprach perfekt Deutsch. Sie suchte einen Job, kellnerte eine Zeitlang, absolvierte in Berlin Praktika, in denen sie Schüler betreute und für den künftigen Beruf fit machte, zunächst als Mentorin, später als Projektmanagerin. „Es ging darum, den jungen Menschen, die teilweise aus Hartz IV-Familien kamen, zu zeigen, dass man erfolgreich sein kann, wenn man die Selbstinitiative ergreift."

Ihr Wunsch, so erzählt sie, sei es immer gewesen, in Baden-Württemberg zu arbeiten. Er ging in Erfüllung: Seit April 2010 arbeitet Bistra bei „Wir sind dabei! – Integration durch soziales Engagement", einem Projekt der Baden-Württemberg Stiftung und des Landesjugendrings in Stuttgart. Sie fördert, ganz im Sinne ihrer eigenen Biografie, die Integration von jungen Menschen durch soziales Handeln.

Ihre Schmetterlings-Geschichte führt Bistra immer wieder zurück in die „alte" Heimat, nach Bulgarien. Zu ihrer Familie, zu Mitstreitern des bürgerschaftlichen Engagements, aber auch ins Waisenhaus von Plovdiv- zu „ihren" Kindern.

bistra.ivanova@gmx.de

ZWEI PIONIERE DES BÜRGER-ENGAGEMENTS: HENK KINDS (LINKS) UND HANNES WEZEL

SINN UND SEHNSUCHT

TEXT: HANNES WEZEL

Mein ganzes Berufsleben arbeite ich mit freiwillig Engagierten zusammen, und das nun immerhin seit 32 Jahren. Warum das so ist? Ich bin schon immer davon überzeugt gewesen, dass man Menschen, auch wenn sie hilfsbedürftig sind, nicht nur betreuen soll, sondern dass Fähigkeiten und Talente eines jeden im Mittelpunkt eines emanzipatorischen und ermöglichenden Handelns stehen sollten. Vielleicht habe ich diese Einstellung schon als kleiner Junge mitbekommen, von meinem Vater, der mit 25 Jahren erblindete. Als ich ihm als Dreijähriger an die Hand gegeben wurde zum Spazierengehen, um ihm die Randsteine anzusagen - „ab", wenn es runterging und „auf", wenn wir die Straße überquert hatten. „Wer führt hier wen?" war damals die häufig gestellte Frage: Der Blinde den Dreijährigen oder der Kleine den blinden Vater? Die Verbindung der Ermöglichung und Kompetenzen beider ist der Schlüssel dafür, dass der Blinde spazieren gehen konnte und der kleine Junge die Welt erklärt bekam.

Und jetzt, 2011, im europäischen Freiwilligenjahr, habe ich mich auf den Weg durch Europa gemacht, um nach Impulsen Ausschau zu halten und nach europäischen Antworten zu suchen: ob Bürgerengagement und Freiwilligenarbeit tatsächlich Jobs killt oder neue Stellen schafft, ob Bürgerengagement nur sozialer Kitt ist oder eine gesellschaftlich ernstzunehmende Bewegung darstellt. Ich habe dabei über meinen sozialpädagogischen Tellerrand geblickt; auch dadurch, dass ich mit Journalisten der Weinstädter Reportageagentur Zeitenspiegel unterwegs war. Sozusagen in einem „Crossover-Team". Es ist die unterschiedliche Zugangsweise, die dieses Projekt auf der Suche nach sozialen Wirklichkeiten eines vereinten Europas der Bürger so spannend gemacht hat.

Unterwegs, bei langen Autofahrten, intensiven Gesprächen und interessanten Recherchen, bekam das Projekt einen Titel: Es ist vor allem der Sinn und die Sehnsucht der Menschen und Fachkräfte im Bereich des Engagements nach mehr gelebtem Austausch von Solidarität und sozialem Zusammenhalt in Europa, der uns immer wieder begegnete und auffiel. Sinn und Sehnsucht, darin liegt auch die Verbindung der Menschen in einem vereinten und doch durch wirtschaftliche Unterschiede geprägten Europa. Die Menschen, die wir auf unserer Roadtour trafen, sind allesamt prägnante Protagonisten, und jeder hat seine ganz persönliche Engagementgeschichte.

„JUST DO IT", IST DAS MOTTO VON MATION SCHUMANN.

Schnell wurde bei den Recherchen vor Ort klar: Es ist eine wertschätzende Haltung den engagierten Menschen und ihren Geschichten gegenüber, was einerseits den Qualitätsjournalismus und andererseits die Grundlage für Empowerment und Bürgerengagement ausmacht. Wertschätzung als Grundlage dafür, dass Menschen motiviert und selbst bestimmt ihr Leben in die eigene Hand nehmen, ob in Deventer in Holland, in den finsteren Stadtteilen Londons, im griechischen Thessaloniki oder im aufstrebenden Sofia in Bulgarien.

Empowerment bedeutet nichts anderes, als dass zum Beispiel in Holland und England schon seit den 1980er Jahren Strategien und Maßnahmen im Bürgerengagement darin liegen, nicht nur klassisch zu helfen, sondern das Maß an Selbstbestimmung und Autonomie der Menschen zu erhöhen und sie in die Lage zu versetzen, ihre Belange (wieder) eigenmächtig, selbstverantwortlich und selbst bestimmt zu vertreten und zu gestalten. Ausgehend davon hat man in Holland und auch in England darauf geachtet, dass Freiwillige, freie Träger und Bürgerinitiativen die notwendige Brücke zwischen den Sozialinstitutionen einerseits und der Lebenswelt der Bürger bilden. In diesem Zusammenhang steht Empowerment sowohl für den Prozess der Selbstbemächtigung als auch dafür, die professionelle Unterstützung der Menschen, ihre Gestaltungsspielräume und Ressourcen wahrzunehmen und zu nutzen. Wörtlich aus dem Englischen übersetzt bedeutet Empowerment Ermächtigung oder Bevollmächtigung.

Empowerment in England bildet einen Arbeitsansatz ressourcenorientierter Intervention. Es wird als Instrument betrachtet, die Mündigkeit des Bürgers und der Bürgerin zu erhöhen. Empowerment ist auch ein Schlüsselbegriff in der Diskussion um die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements. Empowerment als Konzept zeichnet sich durch eine Abwendung von einer defizitorientierten hin zu einer stärkenorientierten Wahrnehmung aus.

Ein in Deutschland noch zu wenig beachteter Ansatz in der Diskussion um das bürgerschaftliche Engagement liegt darin: Nach den Jahrzehnten der staatlichen Rundumversorgung und der Ausbreitung des Expertentums, in dem der Gestaltungsspielraum des Laien, des normalen Bürgers, außerhalb seiner Privatsphäre immer mehr eingeschränkt wurde, soll mehr denn je eine Rückbesinnung auf die Laienkompetenzen erfolgen und der Beitrag der Bürger zur Lösung von gesellschaftlichen Problemen gewürdigt werden. Holland macht dies beeindruckend vor, wie unter anderem an dem Projekt „Rechtop" zu sehen war: Freiwilligenarbeit und bürgerschaftliches Engagement sind Teil einer Entwicklung auf dem Weg in eine zivile Gesellschaft, die dem Einzelnen die Möglichkeit bieten, wieder gestaltend in der Gemeinschaft mitzuwirken und über diese Tätigkeit seine Kompetenzen z. B. durch Qualifizierung zu erweitern. Das ehrenamtliche Engagement soll sich nicht mehr nur durch unbezahlte Arbeit und „Ehre" durch die Übernahme von Ämtern in Vereinen und Verbänden definieren, sondern soll dem

ELKE LÖFFLER BERÄT VERWALTUNGEN IN GANZ EUROPA IN SACHEN BÜRGERENGAGEMENT.

engagierten Mitbürger eine Plattform bieten, seine Belange selbst in die Hand zu nehmen.

Unkonventionell und gleichzeitig typisch englisch ist es, wie mit dem Thema Engagement, Empowerment und Partizipation im Mutterland der Volunteers umgegangen wird. Schließlich sind 81 Prozent der Briten aktiv und engagiert. Bei der „Empowerkollegin" Marion Schumann im Volunteer Center Hammersmith & Fulhame erlebte ich die typisch englische Alltagspraxis. Hier geht man mit dem Engagement von Benachteiligten professioneller, selbstverständlicher, kreativer als in Deutschland um. Und weniger bürokratisch. Engagement heißt dort, Dinge anzupacken und selber aktiv zu werden - „just do it". Während in Deutschland zwischenzeitlich oft tagelang diskutiert wird, was nun bürgerschaftliches Engagement ist, wo es beginnt und wo es endet, ist man in England lockerer und freut sich über jeden, der mitmacht.
Engagement ist dort eigentlich ganz einfach und bedeutet eben auch, als „Patientenbegleiter" nach einer selbst überwundenen Krankheit andere Erkrankte einfach „an die Hand zu nehmen", zu begleiten und zu informieren. Oder beim „Neighborhood-watching" einfache und doch wirkungsvolle, präventive Sicherheitsprojekte zu realisieren, indem man als Bewohner auf seine Straße Acht gibt. Mit den „Nachtwandererprojekten" scheint man in Deutschland hier dazuzulernen.

Auf der Insel ist indes Koproduktion das Zauberwort: immer wieder nach ungewöhnlichen Wegen und Gemeinschaften suchen und sie auch finden. Engagement macht hier vor nichts und vor niemandem Halt. Gerade vor diesem hochentwickelten Hintergrund des Freiwilligenwesens in England mutet das uns vorgeführte zehn Million Pfund schwere Hochglanzprojekt „Well London" seltsam an. Das ist dann doch ein wenig zuviel Verwaltungs-„Top Down" im Mutterland der Volunteers.

Die Bürgergesellschaft in Europa erfordert neue Wege, nicht nur in der Bürgerschaft, sondern vor allem bei Politik und Verwaltung. Dies hat sich Dr. Elke Löffler von Governance International in Birmingham zur Aufgabe gemacht, die uns zwei Tage durch London begleitete. Elke Löffler, von Hause aus Verwaltungswissenschaftlerin, ist unterwegs in ganz Europa, um die Verwaltungen für die neuen Herausforderungen fit zu machen. Sie qualifiziert ganze Rathäuser samt ihrer Spitzen in dem Sinne, dass sie in den

Bürgern nicht nur Kunden sehen, sondern auch Koproduzenten, und sie bürgerorientiert bei ihrem Tun unterstützen.

Denn eines wurde im Verlauf der Reise immer deutlicher: Bürgerengagement, egal wo, funktioniert nur im Dreiklang zwischen Bürger, Verwaltung und Politik. „Dieser Trialog muss eingeübt werden und ist mehr als nur eine Floskel für ein neues Verwaltungshandeln", sagt Elke Löffler.

Deutlich wurde auch, dass vorrangig in den Niederlanden der Konkurrenzgedanke und die anderswo fast schon reflexartige Kritik, Freiwilligenarbeit sei ein Job-Killer, längst überwunden sind. Hier hat das Zusammenspiel zwischen Profis und Freiwilligen nicht nur Tradition, sondern es hat sich sogar eine neue Kultur entwickelt. Die Trennungslinien wurden nach und nach durchlässiger. In den Niederlanden ist zu beobachten, dass beispielweise in der Kinder- und Jugendarbeit die Profis viel seltener direkt mit den Jugendlichen arbeiten und viel häufiger Freiwillige dazu anleiten. Profis koordinieren oder qualifizieren freiwillig Engagierte - der Empowerment-Ansatz spielt hier eine zentrale Rolle. Die Professionellen im Bereich Engagement sehen darin nicht nur eine aus der Wirtschaft übernommene Motivations- und Entwicklungsmethode, sondern meinen es ernst bei der Beteiligung von freiwillig Engagierten. Was in Deutschland noch allzu oft innerhalb der Ausbildungen im sozialen und pflegerischen Bereich nicht in letzter Konsequenz umgesetzt wird. Ressourcenorientierung zulassen heißt, Stärken und Talente zu suchen, zu fördern und zuzulassen - und zwar nicht immer nur so viel, wie es der Professionelle erträgt, sondern ganz und gar.

Im holländischen Deventer trafen wir Henk Kinds, den 60-jährigen Geschäftsführer von Community Partnership und Pionier des europäischen Empowerments. Als in den frühen 1990-iger Jahren in Baden-Württemberg von Lothar Späth die amerikanische Idee der Seniorengenossenschaften ins Schwabenland importiert und durch Dr. Konrad Hummel als Leitfigur im Sozialministerium mit Leben erfüllt wurde, war der charismatische Niederländer ein wichtiger Entwicklungshelfer und Impulsgeber für neue Formen der gestaltenden Freiwilligenarbeit.

Als einer, der diese damals neue Bewegung und Kultur des Sozialen im Schwabenland von Beginn an miterleben und auch mitgestalten

konnte, erinnere ich mich noch gut an die ersten europäischen Projekte in Baden-Württemberg: Etwa die „Vier-Motoren-Regionenpartnerschaft" zwischen Baden-Württemberg, Katalonien, Rhone-Alpes und der Lombardei. Die Kooperationen des europäischen Städtenetzwerks „EUROBES". Oder die legendären Tagungen des Euroforums in Bad Boll. Es ging damals, 1993, wie heute 2011, auf unserer EU-Tour, darum, eine neue soziale Kultur als verbindendes Element zu entdecken und zu entwickeln, in einer Zeit des rasanten gesellschaftlichen Wandels.

Auch im bürgerschaftlichen Engagement wird es Brüche und Aufbrüche geben: Postmaterialistisch geprägte Milieus mischen sich zukünftig bunter, autonomer und bestens informiert in alles ein. Und zwar quer durch Europa, ob am Weißen Turm von Thessaloniki, am Stuttgarter Bahnhof oder auf dem Placa de Catalunia in Barcelona. Protestkultur als Lebensstil und eine Form von Bürgerengagement ist ein Ausdruck lebendiger Stadtgesellschaft. Gleichzeitig wird es aber mehr denn je darum gehen, Menschen, die am Rande stehen, einen Zugang zum gesellschaftlichen Engagement und damit verbunden auch zur gesellschaftlichen Anerkennung zu ermöglichen.

Dieselbe Erfahrung machen auch Dr. Manfred Hellrigl und Michael Lederer vom Büro für Zukunftsfragen aus Vorarlberg in Österreich, einer weiteren Station der Tour. Sie sind die europäischen Experten, wenn es um neue Formen der Bürgerbeteiligung geht. Beide propagieren und leben den BürgerInnenrat als eine systematische und methodisch durchdachte Form der Beteiligung. Sie denken und arbeiten nicht nur kommunal, sondern auch regional mit der überaus erfolgreichen Methode. Dieses Beteiligungsverfahren wurde von Jim Rough in den USA entwickelt, wo es sich „Wisdom Council" nennt. Das Büro für Zukunftsfragen nennt es „eine einfache, kostengünstige und rasche Möglichkeit, Selbstorganisation und Eigenverantwortung in der Bevölkerung zu stärken". Deshalb schaut fast ganz Europa nach Vorarlberg

Entscheidend dabei ist, die drei maßgeblichen Rollen permanent zu hinterfragen und neu auszugestalten: Verwaltung sollte ermöglichend sein, Politik sollte rechtzeitig beteiligen, und die Bürger müssen bereit dazu sein, nicht nur in einer Empörungsdemokratie durch Volksbegehren und Bürgerentscheide gegen etwas zu sein, sondern auch in einem Aktivpart mitzuwirken und mitzugestalten.

Wie zum Beispiel im griechischen Thessaloniki, wo die junge Ioanna nicht nur Volunteer sein will, sondern neben ihrem wichtigen aktiven Engagement im selbst verwalteten Flüchtlingswohnheim auch bei den Volksversammlungen am Weißen Turm mitmischt.

Warum organisieren die Menschen in Thessaloniki diese klassischen demokratischen Versammlungsformen, auf denen man sich vor allem zuhört und auf Augenhöhe miteinander redet und nicht von Bühnen und Lastwagen herunter die Leute mit Meinung beschallt? Warum handeln dort die Bürger auch selbständig in eigens eingerichteten Gruppen, von Gesundheit bis Kultur, von Kinderbetreuung bis Sozialem, von Sicherheit bis Sauberkeit? Das ist Engagement der ganz konkreten, mitwirkenden Art - wenn es sein muss, bis hin zur selbständigen Reinigung der Plätze. All dies hat viel mit dem Zusammenhang zwischen Postmaterialismus und Demokratie zu tun. Das fiel auf bei dieser Reise durch das „engagierte Europa".

Zurück in Deutschland. Nach 60 Jahren „Luxusdemokratie", stark privatistisch, isoliert und passiv geprägt, in der vielen Bürgern völlig gleichgültig zu sein scheint, was wird, steht oft Eigeninteresse über dem Gemeinsinn und Engagement im Sinne von freiheitlich ermöglichender Haltung. Beides muss mehr denn je durch bürgerschaftliches Mitwirken, Mitgestalten und Mitverantworten eingeübt und erlernt werden.

Bürgerengagement und Bürgerbeteiligung in diesem Sinne haben immer einen Aufforderungscharakter. Was fehlt, sind „Lernwerkstätten", in denen es darum geht, wie man sich an ganz unterschiedlichen Orten und Projekten in einem solidarischen Europa der Bürger einbringen kann. Pflücken und klauen wir auf der europäischen Ideenwiese und lernen wir: von Deutschland die Systematik, von Holland die Spontaneität, von England das Empowerment, von Ungarn das Überwinden von Expertentum und von Bulgarien die Herzlichkeit. Dann bekomme wir es: ein Europa der Bürger, gemeinschaftlich entwickelt im „Voneinander lernen".

hannes-wezel@web.de
elke.loeffler@govint.org
enquiries@hfvc.org.uk

STÄDTETAG
BADEN-WÜRTTEMBERG

ZEITENSPIEGEL REPORTAGEN